Ernst Spelter

Das Haus – Raum, Funktion, Seele

eine Architekturminiatur

(Vorabversion Juni 2021)

Inhalt

Vorrede ... 3
Über Planung und Bau ... 5
Verhältnis des Hauses zum Außenraum ... 8
Innenverhältnisse ... 12
- Der Eingang ... 12
- Der Windfang ... 14
- Der Flur im Erdgeschoss ... 17
- Das Wohnzimmer ... 19
- Das „Büro“ ... 21
- Die Küche ... 24
- Der 1. Stock – Der private Bereich ... 25
- Das kleine Zimmer ... 26
- Das „Balkonzimmer“ ... 27
- Das Schlafzimmer ... 30
- Das Bad ... 32
- Der 2. Stock – Die (fast) unbenutzte Fläche ... 35
- Der Keller ... 35

Der Garten ... 40
Versorgungsleitungen ... 43
Sicherheitsaspekte ... 46
Schlussbemerkungen ... 48

Vorrede

Vorausgeschickt:

Die genaue Lage des Hauses wird nicht preisgegeben, ebensowenig wie die Adresse. Das soll aus Rücksicht auf die neuen Eigentümer geschehen, die das Haus zwar signifikant verändern, aber doch aus vielerlei Motiven heraus Ziel sein würden. Daher hat sich auch der Autor entschlossen, unter Pseudonym zu schreiben. Wer ihn näher kennt, kennt auch das Haus, wird aber gebeten, das alles für sich zu behalten und das neue Haus nicht zu belästigen.

In *medias res*:

Von einem Haus zu erzählen ist immer schwierig. Häuser bieten viele Sichtweisen, ein großes Spektrum von Perspektiven, Farben, Materialien, Baustilen, Umgebungen, und sie erzählen von den Menschen, die sie gebaut haben, den Beamten, die sie genehmigt haben, den Architekten, die sie geplant haben, den Handwerkern, die beim Entstehen und beim Erhalt (oder bei der Destruktion) geholfen haben, den „Bauherren“, deren Idee das war und schließlich von denen, die darin gewohnt haben. Sogar die geschichtlichen Ereignisse vor und während des Baus und auch später während der Existenz des Hauses spielen eine nicht zu vernachlässigende Rolle.

Im Falle dieses Hauses kulminierten all diese Facetten seiner Existenz in einem durch das aristotelisch-logische Regelsystem nicht erklärbaren Dasein. Das Haus war nicht sehr groß oder speziell, es war aber ein besonderes, nicht nur für die Bewohner, es war ein Stadthaus, aber trotzdem im Grünen, und es war ein hübsches Haus, aber – das stets im Nachhinein betrachtet – es war letztendlich unbewohnbar.

Das Haus steht noch. Trotzdem wird seine Geschichte in der Vergangenheitsform beschrieben. Zwei Gründe sind ausschlaggebend. Der eine Grund ist eine gewichtige Zäsur in den Eigentumsverhältnissen. Nach 84 Jahren wurde das Haus von der Familie, die es vor drei Generationen gebaut hatte, nun verkauft. Damit endete ein signifikanter Teil der Geschichte des Hauses. Damit ergibt sich aber auch der zweite Grund direkt im Anschluss, nämlich die philosophische Frage nach seiner Identität. Ist das Haus nach dem gegenwärtig durchgeführten Umbau der neuen Eigentümer noch dasselbe Haus oder ist es nun ein anderes, obwohl natürlich noch viel Substanz des alten Hauses weiter existieren wird? Genauso wie ein Symphonieorchester, eine Fußballmannschaft oder auch der Mensch selbst sich über einen längeren Zeitraum durch den Austausch von Teilen eigener Elemente erneuern – das Orchester besteht aus neuen Musikern und hat neue Dirigenten, die Fußballmannschaft besteht aus neuen Spielern und hat neue Trainer, und der Mensch erneuert im Verlauf weniger Jahre den vollständigen Bestand seiner Zellen – stellt sich die Frage, ob denn das nun entstehende, neue Resultat noch mit der Identität des Älteren übereinstimmt. Oder ob nicht in der Tat ein neues Haus entstanden sein wird, mit neuer Architektur, neuen Baustilen, neuen Materialien, neuen Bewohnern und neuer Atmosphäre.

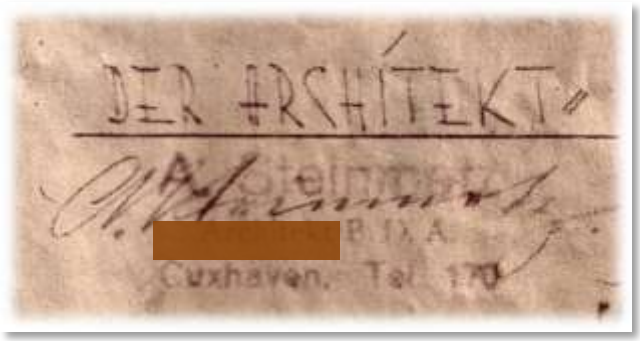
Für den Autor, den letzten Eigentümer aus der Familie, die das Haus gebaut hat, endet die Identität des Hauses mit dem Verkauf, denn das nun neu entstehende Haus hat nur noch wenig mit dem ursprünglichen Gebäude gemein. Die Seele des Hauses – wenn eine solch bildhafte Sprache gestattet ist – besteht nunmehr alleine noch in der Erinnerung. Dies ist

schon deswegen in diesem Falle in außerordentlicher Ausprägung gültig, weil das Haus von seiner Fertigstellung vor 84 Jahren an bis zum Jahr des Verkaufs, das war Ende 2020, niemals renoviert oder signifikant ausgebessert wurde, wenn wir von ein paar unbedeutenden Kleinstreparaturen absehen. Eine Renovierung im großen Stile lässt die alte Identität verblassen, und eine neue entsteht. Bis zur angedeuteten Zäsur war das Dach noch im Originalzustand, die Dachziegel und das hölzerne Dachgerüst (im Bild die Dachspitze) waren noch aus der Bauphase des Hauses, die Wände waren unangetastet, und sogar einige Fenster zeigten Bauart und Stil des Baujahres; alles war noch Originalbau. Verändert hatten sich nur der Einfahrtsbereich und die kleine, kniehohe Gartentüre, die Zugang zu Haus und Garten öffnete; darüber hinaus waren einige Fenster gegen moderne ausgetauscht und die Heizungsanlage im Verlaufe der Änderungen in den Heizverordnungen erneuert worden. Auch der Fahnenmast, der anfangs noch seinerzeit „pflichtgemäß“ an der Straßenfront im Garten stand, es war 1936, war bereits recht früh wieder entfernt worden, sobald diese Art von Repräsentation allgemein als nicht mehr zeitgemäß empfunden wurde. Diskussionen hierüber und über jene, nun vergangene Zeit, wie sie vor allem die junge dritte Generation führen wollte, wurden in der Familie gewöhnlich schnell unterbunden. So schwelte dieses Thema unaufgearbeitet bis in die Gegenwart als dunkler Fleck in der Familiengeschichte, der sich der Bewältigung des sehr bewegten Alltagslebens auch in diesem Hause traurigerweise stets unterzuordnen hatte.

Im Verlaufe dieser Schilderung werden auch Bilder präsentiert, in denen schlechterdings kaum Änderungen oder wenigstens Reparaturen an der Substanz, ja teilweise sogar in der Einrichtung, erkannt werden können. Somit kann das nie renovierte Haus – dieser Begriff sei an dieser Stelle in all seinen Bedeutungsebenen verwendet -, das sich seiner sich über die Zeit entwickelnden Umgebung selbst in kleinsten Details nicht anzunähern bereit war, auch als Metapher für den mit bovinoider Unbelehrbarkeit einfach beiseitegeschobenen historischen Kontext angesehen werden.

Über Planung und Bau

Das Haus wurde im Jahre 1936 gebaut. Bereits an der Jahreszahl ist abzulesen, dass dies in einer Zeit geschah, die immer mitgedacht zu werden hat. Auch das eine oder andere architektonische Merkmal hilft uns dabei, das Haus in diese Zeit einzubetten.



Beginnen wir mit dem verantwortlichen Architekten. Der Riss des Hauses wurde vom hier geborenen Architekten „A. Steinmetz“ gezeichnet. Der Name Steinmetz ist in der weiteren Region nicht unbekannt, sei es wegen seines damals ungewöhnlichen Vornamens *Achmet*, den ihm seine Eltern wohl gaben, weil ihnen (so sagen es die Quellen) kein besserer Name zu ihrem achten Kind einfiel, sei es, weil er leitender Guttempler im Ort war, oder sei es, weil er nie Auto fuhr und nur Fahrrad fahrend in Erinnerung blieb, bis zu einem schweren Verkehrsunfall Ende der 1940er-Jahre, in dessen unmittelbarer Folge er verstarb. Eine ausführlichere Beschreibung all dessen ist zum Beispiel im WWW schnell zu recherchieren.

Er baute gerne mit Klinkern, eine Bauweise, die sich im norddeutschen Raume sehr präsent zeigt. Klinker sind unverwüstlich, was im aggressiven Nordseeklima eine wichtige, grundlegende Eigenschaft des Baumaterials darstellt. Starke Winde und Orkane aus meist westlicher Richtung prallen direkt auf die Häuser und die müssen übermäßigen Windgeschwindigkeiten, korrosiver Luft und alles durchdringenden Regengüssen trotzen. Auch das hier beschrieben Haus ist daher mit Klinkern gebaut und reiht sich mit dieser Bauweise unter vielen Gebäuden in seiner Umgebung und ins ältere Stadtbild harmonisch ein. Auch nach 84 Jahren sind die allermeisten der Bausteine noch in der Lage, das Haus mit zu tragen und gut aussehen zu lassen – wenn man etwas für Klinkerbauweise übrig hat. Ähnliches gilt für die gewählte Dachform des Zeltdaches, dessen abknickender Winkel optimal dafür sorgte, dass niemals Ziegel im Sturm abgedeckt wurden. Dafür sorgte auch eine besondere Technik des Dachdeckens: Jeder Dachziegel war durch Mörtel mit seinen Nachbarn verbunden.

Die Außenwände waren doppelwandig gebaut, das heißt, die Wände bestanden aus jeweils einer äußeren Klinkerwand, gefolgt von einem Luftpolster und dann einer inneren Mauerwand. Eine frühe Form der Isolierung.

Diese Klinkerwände waren auch im Jahre 2020 noch weitestgehend unbeschädigt, nur hie und da blätterten kleine Ecken von einigen, wenigen Klinkersteinen ab. Der verwendete Mörtel hielt bis zur Gegenwart die Klinker noch fest zusammen. Um hier hinein ein Loch zu bohren, war noch im Jahre 2014 eine schwere Schlagbohrmaschine und viel Kraftaufwand nötig, wie es zum Beispiel im Jahre 2014 bei der Montage eines Handlaufs aus V4A-Stahl im ebenfalls aus Klinkern bestehenden Treppenaufgang zur Haustüre festgestellt wurde. Der Handlauf war Teil einer Maßnahme, um den Bereich des Erdgeschosses barrierearm bzw. barrierefrei zu machen, was ein Bewohnen zu zweit auch mit leichter Gehbehinderung recht ordentlich ermöglichte. Die zweite Generation wollte hier noch ihren Lebensabend verbringen. Leider verstarb einer der beiden bereits einige Monate nach dem Einzug, der zweite Bewohner musste wegen Krankheit gut ein Jahr später bereits in eine Pflegesituation umziehen.

Der Grundriss offenbarte die Struktur dieses „Kaffeemühlenhauses“, wie Häuser dieser Art von Einheimischen humorvoll genannt werden. Die Außenansicht des Hauses verrät den Ursprung dieser Namensgebung.

Bei seiner geringen Grundfläche von ungefähr 70 Quadratmetern erstreckt sich das Haus auf drei Ebenen in die Höhe. Da sowohl das Grundstück selbst als auch die Stadt großzügig in der Fläche angelegt sind, erstaunt die durchaus geizig wirkende Planung des Hauses auf so kleiner Fläche. Größenordnungen waren für den Architekten offenbar durchaus ein Problem, denn ein anderes Haus in der Gegend, das er im Auftrag baute, geriet wesentlich zu groß, weil er sich verrechnet hatte. Eine um vielleicht 20 qm größere Ausdehnung hätte dem hier beschriebenen Haus insgesamt sehr gut getan und dem Grundstück dabei nicht viel Nutzfläche abgenommen. Das hätte auch das zweite Obergeschoss überflüssig gemacht. Vermutlich war das aber wegen des Stadtbildes an der Front zu Hauptstraße hin nötig geworden, dann viele Nachbargebäude waren mehrgeschossige Mehrfamilienhäuser.

Da der Keller nur halb in den Boden hineingebaut wurde, kann das Erdgeschoss als Hochpaterre bezeichnet werden, die Kellerräume waren daher ausnahmslos mit kleinen Außenfenstern auf Bodenhöhe versehen. Der überwiegend aus Sand bestehende Geestboden und die Nähe zur Küste rieten dem Bauherrn, nicht zu tief in den Boden zu graben.

Während sich im also hochgelegenen Erdgeschoss Küche, Wohnzimmer und Büro (in frühester Zeit eher als Gesellschaftsraum benutzt, zuletzt als barrierefreies Schlafzimmer) befanden, war im ersten Obergeschoss der eher private Bereich vorgesehen. Hier fanden sich das Bad, das Schlafzimmer für zwei Personen, ein Mehrzweckzimmer mit Balkon (zu dem später noch etwas gesagt werden wird) und ein sehr kleines Zimmer, heute würde es als „halbes Zimmer“ bezeichnet werden. Der Rest der Fläche wurde großzügig, fast verschwenderisch, vom Treppenaufgang belegt, der überhaupt viel Raum sowohl im Erdgeschoss also auch im ersten Obergeschoss belegte; viel Raum, der dadurch leider unbenutzbar war. Diese Anordnung war eine der großen Schwächen im Riss des Hauses. Im

zweiten Obergeschoss unter dem Dach fand sich dann noch eine Kombination aus einem Durchgangszimmer und einem Wohn- oder Schlafraum. Dieser „2. Stock“ war von Anfang an nie ausgebaut und beschränkte sich später auf einen Teilausbau des Wohn-Schlafraums, der jedoch nur sporadisch genutzt wurde. Im „Durchgangszimmer“ war das Dach an einer Seite von innen direkt sichtbar, ohne Isolation oder Trennwand, so dass der Ausdruck „unter dem Dach wohnen“ hier eine wörtliche Interpretation erhielt. Einige wenige Reihen von Mauersteinen deuteten den Versuch an, eine Trennwand zu bauen. Diese blieb aber unvollendet und offenbarte in Stein die offensichtliche Hilflosigkeit, an dieser Stelle zu Ende zu denken. Warum der „2. Stock“ nie wirklich ausgebaut worden war, kann nur vermutet werden. Vielleicht fehlte letztendlich die Motivation, hier zu investieren, vielleicht fehlte auch die Motivation bei den beiden lange im Haus sesshaften Bewohnern der ersten Generation, sich überhaupt auf diese Ebene zu bewegen, oder es fehlte einfach eine Idee, was mit dem zusätzlichen Raum anzufangen sei. Möglich gewesen wäre eine Nasszelle, denn Wasserzu- und -ablauf und auch Abwasserinstallation waren vorbereitet, so dass ein kleines WC und die Einrichtung einer Waschbecken-/Dusch-Kombination vorstellbar waren. Das wurde Besuchern und Familienmitgliedern auch stets so erzählt. Bis zum Verkauf im Jahre 2020 änderte sich dort aber nichts, so dass die Räume hauptsächlich als Abstellräume genutzt wurden. Zahlreiche Überreste von Wespen, Hornissen und Fliegen jeglicher Größe deuteten darauf hin, dass diese Ebene tunlichst gemieden werden wollte. Auch die Installation eines modernen isolierenden Fensters auf der Südseite erschien darum eher als verzagter Versuch, dort etwas auszurichten, denn weitere Fenster in dieser Ebene waren einfachverglast und sorgten, wie das nackte Dach, für ein Temperaturprofil, das nicht so sehr von den vorhandenen und funktionierenden Heizkörpern als eher vom Außenklima abhing.

Es ist an dieser Stelle schon zu ahnen, dass diese Aufteilung nur dann funktionierte, wenn zwei Bedingungen erfüllt waren: Erstens konnte das Haus effektiv nur zwei Personen dauerhaft beherbergen, wobei eine dritte Person im Kindes- oder Jugendalter noch tolerierbar war. Und zweitens war das Haus nur in jungen Jahren zu bewohnen, denn es ergaben sich mit zunehmendem Alter der Bewohner Bewegungsprobleme durch die vielen Treppen im Haus: Bereits um nur ins Haus zu gelangen, waren sechs Stufen zu überwinden. Wie so viele Häuser in Gegenden, in denen dem Straßenniveau unter anderem aufgrund von Hochwassergefahr nicht vertraut wird oder es einfach eher schicklich ist, leicht erhöht zu wohnen, war das Erdgeschoss signifikant höher als die Straße, ausgelegt als Hochpaterre. Dazu waren der Wohn- und der Schlafbereich durch eine enge, gewundene Holztreppe getrennt, die nur durch weitere zwei Stufen zum Treppenaufgang ins erste Obergeschoss erreichbar waren. Somit waren mehr als ein Dutzend Treppenstufen – und das nicht in modernem DIN-Format – zu überwinden, um sich zur Ruhe zu begeben.

Verhältnis des Hauses zum Außenraum

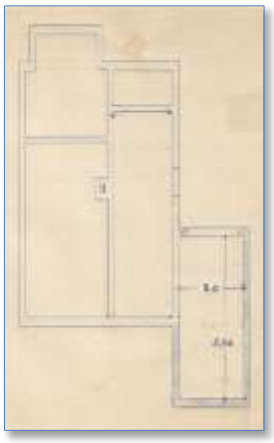
Die Lage des Grundstücks war zur Zeit des Hausbaus eine Randlage und für den noch nicht so stark ausgeprägten Straßenverkehr auch nicht vollständig erschlossen. Es lag mit mindestens einer seiner Seiten, der West-Ausrichtung, den sehr ausgeprägten Wetterverhältnissen schutzlos ausgeliefert. Wie im Schwarzweißbild deutlich zu sehen, steht eine Bewohnerin der ersten Generation auf einem unbefestigten Weg, der heute eine gut ausgebaute und erschlossene Wohnstraße ist, die direkt in die lange nach dieser Aufnahme ausgebaute Hauptverkehrsstraße (im Hintergrund) mündet. Im Foto zu sehen ist die Südseite des Hauses, zum Garten hin. Hier endete der zur Zeit des Hausbaus erschlossene Bereich der Stadt. In den kommenden Jahrzehnten änderte sich das dann rasend schnell, und das Haus war nun eher zentral gelegen.

Nun war den Menschen Anfang der Dreißigerjahre des 20. Jahrhunderts Straßenverkehr bereits ein Begriff, und so wurden beim Neubau eines Hauses selbstverständlich auch Ab- und Unterstellmöglichkeiten für das eigene Auto eingeplant. Beim Studium der Pläne des Architekten fällt an dieser Stelle jedoch sofort auf, dass er dem Auto selbst für diese Zeit wenig Signifikanz beigemessen hatte. Zwar war eine großzügige Auffahrt eingefügt worden, sogar eine exklusive Zufahrt von der Hauptverkehrsstraße über den Gehweg hinweg reserviert worden. Aber was heute selbstverständlich ist, nämlich die Garage mit möglichst kurzem, unkompliziertem Weg von und zur Straße anzulegen, wurde in diesem Fall wie zu Zeiten des Kutschverkehrs gelöst: Das Unterstellen einer Kutsche ist nämlich nur die langfristige „Lagerung“, also darf der Weg dorthin gerne umständlich sein. Denn Kutschen wurden traditionell von Bediensteten aus dem Kutschenhaus geholt und oft erst in der Vorfahrt angespannt. Diese Vorstellung, so scheint es, muss der Architekt noch gehabt haben. Was den Bewohnern aber bereits in den ersten Jahren schon gewaltiges Kopfzerbrechen bereitete, denn es existieren sogar noch aus späterer Zeit selbstgezeichnete Pläne, die im Abstellbereich der Hofeinfahrt an der Hauptstraße eine Überdachung zeigten, in heutiger Nomenklatur ein *Carport*, um die „Garage“ durch etwas Geeigneteres zu ersetzen (wie im nachfolgenden Plan ersichtlich ist).

Selbst die ersten eigenen Autos der Bewohner der ersten Generation, ein Ford Eifel und danach ein VW Käfer, waren schon zu groß, um die lange Zufahrt und die 180-Grad-Kurve über den Rasen des Gartens ohne Probleme zu bewältigen. Zumal die Garage nicht ebenerdig, sondern im Kellergeschoss, also Tiefpaterre, angelegt

war. So wurde jede Fahrt in die und aus der Garage zu einem Autoballett in allen Raumdimensionen.

Im Bild (Ansicht von Süden, der Gartenseite, Aufnahme vom Frühjahr 2020) zu sehen ist rechts das grüne Tor zur Zufahrt an der Seite des Hauses, links auf Kellerniveau die Garage, deren kurze Rampe durchaus befestigt war. Über der Garage ist das Fenster zum „Büro“ zu sehen, das hochgelegene Fenster zwischen Garage und Zufahrtstor ist das Küchenfenster.



Jede Bewegung, in die Garage hinein oder aus der Garage hinaus war stets mit der Aufgabe verbunden, zu entscheiden, welche Richtung die kompliziertere werden sollte: Vorwärts hinein bedeutete ein relativ leicht gelingendes Abstellen des Fahrzeugs, aber eine höchst anspruchsvolle Ausfahrt rückwärts. Umgekehrt bedeutete ein kompliziertes Rangieren rückwärts in die Garage hinein später eine schnelle und relativ problemlose Hinausfahrt, die allerdings Abgasflecken auf der Innenwand und den Geruch von Abgasen im Keller hinterließ. Immer aber verbunden mit einer Kurvenfahrt um 180 Grad. Es ist leicht nachvollziehbar, dass die Garage schnell zu einer reinen Abstellkammer verkam und die Fahrzeuge stets nur noch in der Hofeinfahrt abgestellt wurden, nun aber den Wetterbedingungen ausgesetzt. Zwei bis drei Fahrzeuge passten leicht dorthin.

Niemand hat je verstanden, warum eine so komplizierte Lösung gewählt worden war. Den hinteren Teil der Zufahrt in den Hof zu überdachen, wäre ein Leichtes gewesen.

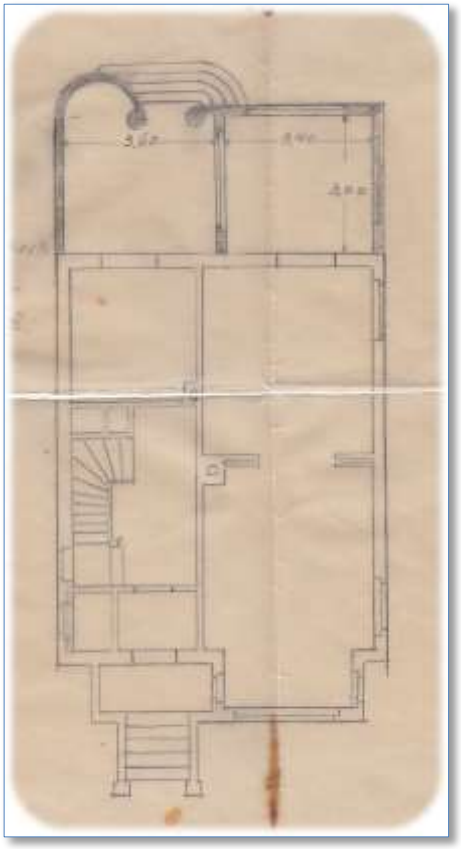
Das Haus hatte eine prominente Ecklage, eingerahmt durch eine ca. 50 m lange Hecke. Eingebettet in ein knapp 600 qm großes Stadtgrundstück, hatte das Haus direkten Kontakt zur Hauptstraße auf der nördlich gelegenen Seite und bot zum Süden hin die Gartenseite als Erholungsraum. Dieser Garten hatte durch seine besondere Lage von spätmorgens bis zum frühen Abend Sonnenlicht. Diese Anordnung erinnert entfernt an Lösungen im Doppelhaushälftenbereich, bei denen ebenfalls eine Orientierung primär in die Höhe, kombiniert mit einer großen Erweiterung auf der Rückseite des Hauses, auftritt, da die Nachbarseiten bereits belegt sind. Ebenfalls ist eine derartige Anordnung in alten Stadtkernen zu beobachten (z.B. Berner Altstadt), wo die Häuser an der Straße oder Gasse dicht nebeneinanderliegen und auf der Rückseite ihre schmalen, aber langgezogenen Gärten in steiler Hanglage hinab Richtung Flussufer angelegt haben. Vielleicht ist hierin auch der Grund für die merkwürdige Garagenlösung zu suchen: Die Front zur Hauptstraße im Norden ist zu schmal für eine zusätzliche Garage, und der Bereich nach Westen hin, wo inzwischen eine Wohnstraße existiert, war zur Zeit des Baus noch nicht erschlossen und bestand aus einem verwilderten Weg mit Grasnarbe (siehe Schwarzweißbild oben).

Hier erschließt sich noch ein weiteres Ärgernis, das alle Bewohner ständig an die unzureichende Planung erinnerte. Es gab nämlich keinen vernünftigen Zugang zum Garten. Wenn man bedenkt, dass das Erdgeschoss des Hauses knapp eine Personenhöhe über dem Straßenniveau angehoben war (Hochpaterre), kann man sich vorstellen, dass ein Zugang zum Garten durch eine simple Türe aus den südlichen Räumen des Erdgeschosses (Küche oder „Büro“) ohne eine zusätzliche Treppe nicht möglich gewesen wäre. Auf der – vom Garten her betrachtet – linken Seite war das jedoch schon deswegen unmöglich, da sich hier die Garagenrampe befand. Auf der rechten Seite (Küche) dagegen wäre es möglich

gewesen, hätte aber der Küche eine komplette Wandseite geraubt. Die Arbeitsprozesse und die Lage der Küchengeräte wären in der sowieso schon sehr engen Küche vollständig aus den Fugen geraten.

Wie verzweifelt die Bewohner der ersten Generation versucht haben, eine Lösung für den Zugang zum Garten zu finden, zeigt der nie verwirklichte Plan noch aus den 1970er-Jahren, diesen fehlenden Zugang zu verwirklichen (sichtbar in der oberen linken Ecke, Küche). Denn mit der realen Lösung gab es nur zwei Möglichkeiten: Man hatte entweder über den Kellerzugang einige Stufen nach unten zum Seiteneingang auf der Ostseite zu gehen und konnte dann über die Zufahrt in den Garten gelangen – was aber bedeutete, dass jemand vorher über den zweiten Weg, durch den Hauseingang an der Nordfront, dann links über die Westseite durch den Garten gegangen war und das Tor, das den Garten von der Zufahrt abtrennte, von innen aufgeschlossen hatte. Schnell wird klar, dass auf diese Weise spontane, gemütliche Frühstücks- oder Kaffeerunden im Garten nicht möglich waren. Eine dritte Möglichkeit in den Garten zu kommen, war der Weg über die Garage, was aber über ein halbes Dutzend rutschige Kellertreppenstufen und einen Weg durch den gesamten Keller nötig machte, den Weg durch die innere Garage und das Öffnen des Garagentores eingeschlossen.

Da eine Lösung durch die Küche immer bedeutet hätte, eine tragende Klinkerwand zu durchbrechen und außen eine Freitreppe zu konstruieren, kann man sich vorstellen, dass dieses Vorhaben zu massiv war, um effizient durchführbar gewesen zu sein.



Schon hier wird sichtbar, wie das Haus, im Grunde eine hübsche, auf den ersten Blick unkomplizierte Wohnsituation, durch – dieses Urteil muss an dieser Stelle erlaubt sein – die Häufung der Fehlplanungen niemals das Gefühl von befriedigender Sesshaftigkeit vermittelten konnte. Die Bewohner pendelten auch deswegen im Verlauf der Jahrzehnte stets zwischen diesem Haus und einem in den 1960er-Jahren gebauten Bungalow neben dem Haus ihrer Kinder. Diese beiden Häuser standen im ca. 800 km entfernten Süddeutschland. Diesen Bungalow bevorzugten sie über eine lange Zeit, schon weil er simpel und handhabbar war, wenn auch architektonisch nicht allzu anspruchsvoll. Erfahrene Menschen wissen aber, dass es wichtig ist, innen leben zu können und zu wollen und dass die äußere Gestaltung immer nur für die anderen Menschen gedacht ist, die daran vorbeigehen. Infolgedessen verkam das hier beschriebene Haus dann auch über lange Perioden hinweg zu einer Art kostenträchtigem Ferienhaus für die Familie, das bis zu sechs Mal im Jahr jeweils für einige Wochen besucht wurde.

Gartenansicht des Hauses von Süden (2019):

Die Hofeinfahrt und Zufahrt zum Garten und zur Garage bei geöffnetem Tor (2020):

Innenverhältnisse

Im Inneren war die Situation noch komplexer. Gute Innenraumplanung sorgt für ein möglichst reibungsloses, alltägliches gemeinsames Arbeiten und Leben. Fehler in der Anordnung oder in der Größe von Räumen führen hier stets zu Störungen im Zusammenleben, was sich schließlich auch in den zwischenmenschlichen Beziehungen auswirken kann.

Es sollen primär die Raumanordnungen betrachtet werden. Die Inneneinrichtung im Verlaufe der Zeit wird in der Betrachtung der Räume dann ebenfalls in Bildern dokumentiert. Dass beides eng miteinander verflochten ist, kann daran abgelesen werden, dass einige der Räume nie eine endgültige Nutzung erfahren haben, sondern im Verlaufe der Zeit immer neuen Aufgaben zu dienen hatten. Vor allem das „Büro“ im Erdgeschoss hatte zunächst die Aufgaben eines Gesellschaftsraums, dann die eines Büros, hernach die eines Herren- und Rauchzimmers und schließlich diente es als barrierefreies Schlafzimmer. Dies soll ein Indikator für die unzureichende Planung der Funktionszusammenhänge der Räume über die Jahrzehnte hinweg sein. Ein mit Bedachtsamkeit geplanter Grundriss schließt die Prozesse mit ein, die im täglichen Leben ablaufen. Auch das zunehmende Alter der Bewohner und die damit verbundenen Begleiterscheinungen haben von Anfang an berücksichtigt zu werden. Das kann auch die Anordnung der Geräte in einer Küche sein oder auch – wie in diesem Beispiel – die Platzierung von Carport und Garage und einen effizienten Weg von der Küche oder dem Wohnbereich in den Garten.

Davon hängen nicht nur alltägliche Tätigkeiten und Bewegungen ab, sondern auch, ob sich das Gefühl eines Zuhauses einstellen kann, ergo, ob sich die Bewohner in einem Haus über eine lange Zeit hinweg wohlfühlen können. Daher sollten gute Architekten zuallererst die funktionalen Zusammenhänge im Auge haben, woraus dann später durch Feinschliff auch Design geraten kann. „Form follows Function“ ist in diesen Fällen obligatorisch. Leider gibt es viele Häuser, die in Zeitschriften und Katalogen einen überwältigenden Eindruck machen, zum Wohnen darin aber überhaupt nicht geeignet sind. Der Autor hat sich in gut geplanten, aber eher unscheinbaren Gebäuden immer sehr viel wohler gefühlt als in modernen, mit Design überfrachteten Wohneinheiten, in denen Alltägliches unnötig kompliziert abzulaufen hatte, weil es sich dem Design unterordnen musste. Wer in einer Küche oder in einem Büro täglich verschiedene Arbeitsgänge zu verrichten hat, schaut nur sporadisch (und nur für seinen Besuch) auf Design. Zuallererst muss es zuverlässig und effizient funktionieren. Gut ausschauen darf es dann auch, aber das ist kein Muss.

Es soll nun der Gang durch das Haus nachvollzogen werden.

Der Eingang

Von der Hauptseite des Hauses, von Norden, bietet sich die Kombination aus Zufahrt und nicht überdachtem Carport gemeinsam mit einer nicht zu überladenen Front, aus der ein Balkon herausticht.

Im Bild oben sind zwei Fahrzeuge zu sehen, die bequem hineinpassen. Aber auch große Kastenwagen und eine große landwirtschaftliche Zugmaschine haben hier schon erfolgreich manövriert. Die Zufahrt war über 2,50 m breit, zwischen den Torangeln an der Einfahrt waren es ca. 2,10 m.

Der Eingangsbereich war überdacht und schützte den oberen Bereich des Treppenaufgangs, so dass hier nach einem Einkauf Taschen kurzzeitig abgestellt werden konnten oder begleitende Personen bequem und bei Regen geschützt warten konnten, bis die Türe geöffnet ist.

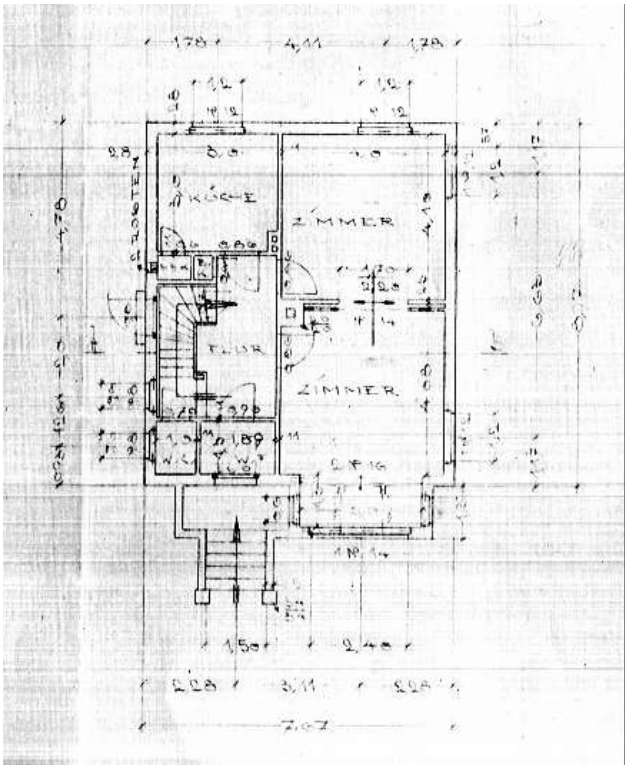
Beim Betrachten des Balkons stutzt man zu Recht. Der Balkon war an der Nordseite angebracht und nach Westen hin offen, das ist die Wetterseite. Und er schaute direkt auf die Straße. Einen Balkon erwartet man hier also eher nicht. Denn wer sollte sich hier aufhalten wollen? Schauen wir noch einmal auf das Baujahr, so kommt der Verdacht auf, es hier mit einem kleinen „Jubelbalkon“ zu tun zu haben. Von hier aus konnte nur eines betrachtet werden: was vorbeizieht. Zusammen mit dem Fahnenmast, der ursprünglich ebenfalls hier montiert war, kann man sich den Rest denken. Im Schwarzweißbild oben ist denn auch der Fahnenmast deutlich zu sehen, eine Bewohnerin winkt. Das Bild ist in der Frühzeit des Hauses entstanden, vermutlich kurz nach dem Zweiten Weltkrieg.

Wegen seiner nicht sehr wohnlichen Ausrichtung wurde der Balkon nie wirklich benutzt. Hin und wieder wurde dort ein Wäscheständer aufgestellt, um in der Sommerluft Wäsche lüften zu lassen.

Im nächsten Bild deutlich zu sehen ist der Treppenaufgang. Er fügte sich optisch gut in das Gesamtbild des Hauses ein und unterstrich durch seine deutliche Massivität die stabile Bauform des Hauses. Ebenfalls zu sehen ist die typische Auslucht (oder der Standerker) des Wohnzimmers, in diesem Fall weniger als Frühstücksecke gedacht, sondern eher als frühe Form der Videoüberwachung des Hauseingangs. Denn Besucher hörte man bereits beim Öffnen der Gartentüre, und spätestens die Schritte beim Ersteigen der sechs Stufen aus Steinplatten zum Eingang waren nicht zu ignorieren. Der sandige Geestboden transportierte den Trittschall über weite Strecken hervorragend. Somit konnte man genau dann im Wohnzimmer am Fenster der Auslucht stehen, wenn der Besuch oben angelangt war, und dann überprüfen, wer vor der Türe stand. Die massive, hölzerne Haustüre im Bild, das in den 2000er-Jahren gemacht wurde, ist noch die Originaltüre und wurde nie ausgetauscht. Nur die Farbe wurde von „natur“ auf den später üblichen, widerstandsfähigen weißen Türanstrich geändert. Die beiden Glaslichten sorgten dafür, dass im Flur ein Mindestmaß an Licht vorhanden war, wiewohl das im Flur oft schon nicht mehr ausreichte. Alles in allem war es ein recht lichtarmes Haus.

Der Windfang

Was heute nicht mehr selbstverständlich ist, eigentlich aber unverzichtbarer Teil der Wohnkultur, ist ein Windfang. Er trennt den Außenbereich deutlich vom privaten Bereich im Innern des Hauses. Das ist daher der Teil eines Hauses, in dem sich niemand lange aufhalten soll, der aber auch dazu dient, Nässe und Schmutz, die von außen hereintransportiert werden, aus dem eigentlichen Wohnbereich fernzuhalten, vielleicht nasse Schuhe, Regenschirme und Spazierstöcke abzulegen und sich auf den Eintritt in den Wohnbereich vorzubereiten. Der Boden war daher vollständig und die Wände halbhoch – wie in einem Bad üblich – gekachelt worden.



Ein nicht zu unterschätzender Vorteil eines Windfangs ist auch der eines Kältepuffers, denn die Außentüre kann geschlossen werden, bevor der Zugang zum Wohnbereich, hier zum zentralen Flur, geöffnet wird. Besonders in Gegenden mit eher rabiaten Wetterbedingungen wie an Küsten findet man den Windfang deswegen häufiger.

In diesem Falle kam noch hinzu, dass die Heizleitungen des Heizbrenners aus dem Keller genau hier vertikal durchstießen, um die darüber liegenden Ebenen zu versorgen. Dadurch erhielt der Windfang auch in den kälteren Jahreszeiten genügend Wärme ohne gesonderte Heizkörper, um das Temperaturdifferenzial zwischen Wohnbereich und den Witterungsbedingungen draußen abzumildern. Der Windfang kann also in der Gesamtbetrachtung getrost als effektive Nasszelle und als Teillösung einer primitiven Wärmedämmung betrachtet werden. Eine im Jahre 2014 an der Innentüre des Windfangs angebaute, sich beim Schließen automatisch absenkbare Bodendichtung konnte die Innenräume hier noch wirksamer gegen eindringende Kälte isolieren.

Als Bonus ergab sich durch den Windfang auch ein leichter Zuwachs an Sicherheit, denn Einbrecher hätten zwei Türen öffnen müssen. Über die Sicherheit soll später noch etwas gesagt werden, denn in diesem Aspekt war die Architektur in ihrer Gesamtheit eine durchaus gelungene Lösung.

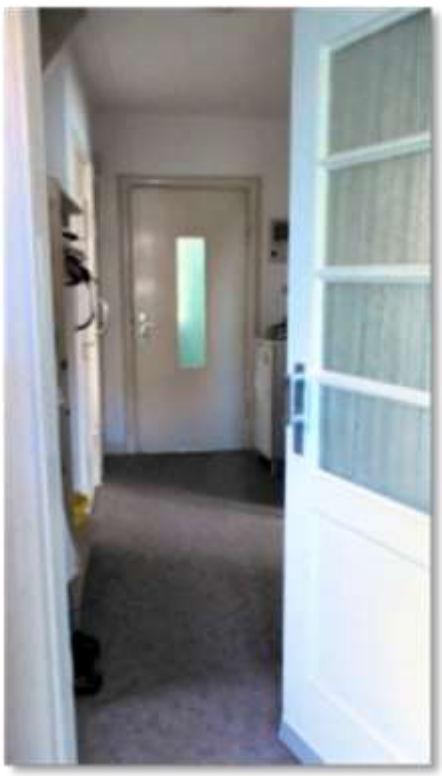
Wenn der Autor, der in Häusern mit gut geplantem Windfang aufgewachsen war, in Wohnungen oder Häusern ohne Windfang zu Besuch war, fehlte ihm immer etwas. Es schwebte immer das unschöne

Gefühl im Raume, dass der Kontakt nach draußen zu direkt war. Im süddeutschen Bungalow der Bewohner der ersten Generation, der aus Platzgründen ohne Windfang gebaut worden war, stellte die Haustüre einen direkten Zugang zum zentralen Raum, dem Esszimmer dar, das nur durch einen dicken Wollvorhang von der Haustüre separiert wurde. Dies, also der direkte Kontakt der Wohnsituation zur Straße nach draußen, wurde von allen immer als kleiner Nachteil empfunden. Somit ergibt sich für Häuser und Wohnungen mit Windfang stets ein Mehrwert im Wohngefühl, so die Erfahrung des Autors.

Der Windfang führt dann in den zentralen Flur des Hauses. Im Bild zu sehen (mit dem Windfang im Rücken aufgenommen) ist links die Kellertüre, dann die schmale Türe zur „Abseite“ (Stellraum für Hausgeräte), dann die halboffene Küchentüre und rechts die Türen zum Büro und zum Wohnzimmer.

Gut zu sehen sind auch die Haltegriffe, die 2014 angebracht wurden, um dem gehbehinderten Familienmitglied der zweiten Generation, das hier noch wohnen sollte, möglichst eigenständiges Bewegen zwischen den Räumen ohne Rollator erlauben sollte. Die Haltegriffe waren stets im Abstand der ausgestreckten Arme positioniert, Türklinken mit einbezogen. In der Praxis bewährte sich dieses System dann in hervorragender Weise.

Der Flur im Erdgeschoss: 1936 und 2020:



(das große Bild oben und das kleine Bild links unten mit der Küche im Rücken in Richtung des Hauseingangs aufgenommen; das kleine Bild rechts unten aus dem Windfang heraus in Richtung Küche aufgenommen)

Der Flur im Erdgeschoss

Ein Flur liegt nahe, wenn ein kleines bis mittelgroßes Haus in überlieferter Form geplant wird. Der Flur dient als Verteiler zwischen den verschiedenen Räumen und ermöglicht Treppenzugänge zu weiteren Ebenen. Genau das war auch hier der Fall.

Die zu klein geratene Grundfläche des Hauses erlaubte dem Flur jedoch nicht, ein- und ausgehenden Publikumsverkehr reibungsfrei zu erlauben. Dieser Flur musste drei Aufgaben bewältigen: Zugang zu den verschiedenen Räumen des Hauses, einschließlich des Hauseingangs, des Weiteren eine Garderobenfunktion und schließlich die Zugänge zu den Treppen in die oberen Ebenen und in den Keller. Da der Flur infolge einer obschon sparsamen Möblierung mit dem Nötigsten in der Breite nur einer Person Raum bot, war dort intensive Koordinationsarbeit zu leisten, um das Haus verlassen zu können oder eine Ankunft, vielleicht mit einem größeren Einkauf, abarbeiten zu können. Sogar kleinere Wege von der Küche zum Wohnzimmer, zum Beispiel mit dem Essen oder mit Geschirr, erforderten bereits intensive Absprachen, wenn mehr als eine Person beteiligt war. Vor allem auch bei kaltem oder feuchtem Wetter, wenn Kleidung ausladender war und zum Beispiel Regenschirme in aufgespanntem Zustand verstaut werden mussten, wurde der Flur leicht zu eng und man wich in die Küche oder ins Wohnzimmer aus.

Was hier auffällt und bei weiteren Gängen durch das Haus bestätigt wird, sind die auch in allen Zimmertüren eingebauten Glaslichten. Sie schufen in einem sehr dunkel angelegten Haus eine wenigstens moderate, aber leider nicht immer ausreichende Helligkeit.

Im Eingangsbereich war anfangs zwar ein Spiegel an der Seitenwand vor dem Windfang montiert, aber es fehlte lange Zeit eine Ablage (wegen einer Neuinstallation eines Heizkörpers, wie in den Bildern zu sehen ist) ebenso wie eine Garderobe. Diese wurde erst sehr spät nachträglich in Eigenarbeit an der Wand des Treppenaufgangs angebracht und bot so Mänteln und Hüten zumindest einen geeigneteren Ablageort. Andere Möglichkeiten gab es nicht, denn es waren außer dem Treppenaufgang noch vier Türen und eine Besenkammer vorhanden, von denen die Seiten des Flurs fast völlig vereinnahmt wurden.

Unter dem Spiegel war in neuerer Zeit nun der einzige Heizkörper montiert, der nicht nur den Flur, sondern auch – durch das offen gestaltete Treppenwerk nach oben – den Raum der Treppe und den gesamten Flur im ersten Obergeschoss zu beheizen hatte. Dies funktionierte nie richtig, denn von hier aus ging auch die Kellertüre ab. Der Keller selbst war vollständig ungeheizt und die Kellertüre nicht isoliert, so dass keine Chance bestand, dieses Raumensemble bei niedrigen Temperaturen richtig aufzuwärmen. Wurde das Haus nach längerer Abwesenheit, in der die Heizung meistens abgestellt war, wieder neu beheizt, benötigte der Flur ungefähr einen Tag, um wieder einen halbwegs angenehmen Aufenthalt zu gewährleisten.

Ein kurzes Wort zur Besenkammer, eine Art sehr kompakter Wandschrank. Dieser kleine Raum von kaum 0,2 qm Fläche, aber knapp 2 Meter Höhe, war eine der wenigen genialen Einrichtungen im Haus. Hier konnten problemlos Besen, Staubsauger, Putzmittel, Schürzen und ähnliches Zubehör bequem verstaut werden. Eine ähnliche „Abseite“ fand sich nochmals im 1. Obergeschoss, und diente dort demselben Zweck. So konnten alle notwendigen Utensilien immer dort untergebracht werden, wo sie benötigt wurden.

Zurück zum Flur. Nach dem Eintreten in den Wohnbereich war der auffallendste Teil die Treppe in die nächste Ebene. Sie nahm einen Großteil des Volumens im Erdgeschoss ein. Der Zugang erfolgte über zwei Stufen, die an einem Gäste-WC vorbei zum eigentlichen Treppenaufgang führten. Erfreulicherweise war dort auch das einzige Außenfenster im Flur angebracht, das dem auch tagsüber im hellsten Sonnenschein recht dunklen Flur noch ein wenig mehr Licht spendete. Fast ständig aber musste das elektrische Licht zur Unterstützung angeschaltet werden, auch tagsüber. Das war einer der Gründe, warum alle Türen im Haus mit Ausnahme von Türen zu anderen Ebenen mit einem schmalen, vertikalen Glasfenster (Lichte) versehen waren, das zwei Drittel ihrer Höhe einnahm.

Unterhalb der Treppe war die Türe zum Keller und zum Seiteneingang angebracht, der zur Hofeinfahrt führte. Die Stufen waren recht steil, unregelmäßig geschnitten und hatten zwei rechte Winkel zu überwinden, so dass auf Höhe des Seiteneingangs ein kleiner Treppenabsatz nötig war.

Da der Windfang und der Eingangsbereich keine vernünftige Anbringung eines Briefkastens ermöglichten, war in der Seitentüre ein Briefschlitz mit Klappe angebracht, durch den Post empfangen werden konnte. Ein Auffangkorb wäre praktisch gewesen, ließ sich aber wegen des auch hier beengten Raums nicht tauglich anbringen. So fiel die eingeworfene Post stets auf den Boden des Treppenabsatzes, eine stete Rutschgefahr. Das morgendliche Ritual bestand unter anderem daraus, dass die schmucklose „Kellertüre“ geöffnet werden musste, in der ohne Übergang tatsächlich Kelleratmosphäre sichtbar war, um dort nach der Post zu sehen. Der nur durch eine einfache Klappe abgedeckte Briefschlitz war in kalter Jahreszeit ein weiterer Schwachpunkt in der sowieso schon mangelhaften Wärmeisolation, so dass auch hier eisige Kälte in Richtung Flur geraten konnte. Zudem war die Treppe steil und besaß keinerlei Haltemöglichkeit auf dieser Höhe. Ein entsprechender, dringend notwendiger Haltegriff wurde erst sehr spät im Zuge der Vorbereitung auf barrierearmes Wohnen installiert. Das war im Jahre 2014.

Gegenüber dem Windfang, am anderen Ende des Flurs, war die Türe zur Küche. Wenn mittags die Sonne schien, war ein Blick durch das Haus vom Eingang aus durch das Küchenfenster bis in den Garten möglich, wenn alle Türen (Küche, Windfang, Haustüre) offen waren.

Auf der Westseite des Flurs befanden sich zwei Türen in den Wohnbereich, die zu Wohnzimmer und zum „Büro“ führten, so dass beide Räume, die durch eine Schiebetüre – ebenfalls mit Glaslichten versehen – separierbar waren, getrennte Zugänge zum Flur besaßen.

Mit seinen Ausmaßen von ungefähr eineinhalb Metern Breite und knapp drei Metern Länge besaß der Flur kein sehr üppiges Raumangebot. Regelmäßig gab es Gedränge, wenn mehrere Personen zwischen Küche und Wohnzimmer rangierten oder sich zum Ausgehen dort trafen.

Das Wohnzimmer

Der zentrale Raum im Haus war in den letzten Jahrzehnten das Wohnzimmer. Zu Beginn der Nutzung des Hauses stellte das Wohnzimmer allerdings eher den Alltagsbereich dar: die Nähe zur Hauptstraße legte die Nutzung als Esszimmer, Empfangsbereich oder Bereich zur Erledigung kleinerer Arbeiten für den Haushalt am großen Holztisch nahe. Nachdem der ursprüngliche Publikumsverkehr nach knapp drei Jahrzehnten nachließ, weil sich die berufliche und persönliche Lebensweise geändert und auch örtlich verlagert oder verteilt hatte, wurde daraus das Hauptaufenthaltszimmer, das „Wohnzimmer“. Schon deswegen, weil der in den 1960er-Jahren immer populärer werdende Fernsehempfänger dort nun platziert war. Dieses Gerät bestimmte von Anfang an in fast allen Haushalten durch seine Präsenz den zentralen Ort in Wohnungen und Häusern und regelte immer stärker auch den zeitlichen Rhythmus aller Bewohner. Dies entzerrte erst wieder die mediale Verwendung des Internet, das als zeitentkoppeltes Bedarfsgut programmgesteuertes Leben nun wieder unnötig machte.

Die Lage im Erdgeschoss und die Nähe zum Hauseingang verlieh dem Raum auch einen Hauch von Wachraum. Denn ankommende Gäste wurden früh gehört und gesehen, so dass man schnell im Windfang war, um Gäste abzuschätzen und entsprechend abzuweisen oder zu empfangen.

Der allzu direkte Kontakt zur wenige Meter entfernten Hauptstraße wurde durch eine Hecke gedämpft, die im Winter einen fast freien Blick auf die Straße erlaubte, im Sommer dagegen dichten Blätterstand entwickelte. Eine alte Blaufichte direkt vor dem Wohnzimmerfenster wurde immer ambivalent wahrgenommen. Einerseits blockierte sie die Sicht auf den äußeren Frontbereich des Hauses und schluckte viel Licht auf der Nordseite – in einem architektonisch sowieso dunkel gebauten Haus ein zusätzliches Ärgernis. Andrerseits war die Blaufichte auch ein guter Sichtschutz vor Blicken von außen und darüber hinaus ein beliebter Tummelplatz vor allem von Sperlingen, aber auch anderen kleinen Vögeln, die direkt vom Wohnzimmersessel aus zu beobachten waren.

Das Wohnzimmer war trotzdem noch einer der helleren Räume, schon durch die Fenstersituation: Eine breite Fensterfront zur Hauptstraße hin stellte den Großteil der Auslucht dar und bildete den offenen Charakter des Hauses beim Ankommen im Eingangsbereich. An der Westseite, eigentlich erstaunlich wegen der dauernden Gefahr heftiger Wetter aus dieser Richtung, war ein weiteres Wohnzimmerfenster, eines der beiden einsamen Fenster, welche die einheitlich rote Klinkerwand auf dieser Seite unterbrachen. Der Rest der Westseite war fensterlos. Durch die schmalen Milchglaslichten in allen Innentüren kam zumindest auch ein wenig Licht von dieser Seite in den Flur.

Heizen war im gesamten Hause schwierig, denn es waren als Fenster anfangs die üblichen Einfachverglasungen verbaut. Jahrzehntelang heizte das Haus also „den Garten“, die Heizkosten waren durch das völlige Fehlen jeglicher Isolierung sehr hoch. Solange das Haus anfangs mit Kohle und dann später mit Öl geheizt wurde, war das zu Beginn noch recht

erträglich, die Preise waren bezahlbar. Das änderte sich in den 1970er-Jahren jedoch schlagartig, als die Kosten für das Heizmaterial Öl schlagartig anstiegen und sich auch die Erkenntnis verbreitete, dass es sich nicht um einen abgasarmen Stoff handelte. So wurden im Zuge der immer schneller aufeinanderfolgenden Heizverordnungen mehrere Heizkessel ausgetauscht, was die Kosten für das Haus extrem in die Höhe trieben. Zuletzt wurde im Frühjahr des Jahres 2014 der letzte Ölbrenner hastig gegen eine Gasheizungsanlage ausgetauscht, weil der im Haus arbeitende Handwerker beim Einbau einer Dusche in der Küche die Heizleitung am Ölbrenner beschädigte, den Kessel dadurch vorzeitig unbrauchbar machte und eine Planung zur Optimierung der Heizlösung so verhinderte.

Das Wohnzimmer (1936 und 2020):

Durch die große Fensterfront der Auslucht im Wohnzimmer war ein langgestreckter Heizkörper notwendig, der aber wegen der architektonischen Mängel an dieser Stelle aus Raummangel zu klein ausgefallen war und daher nie in der Lage war, das Wohnzimmer von dieser Seite aus auf eine angenehme Raumtemperatur zu bringen. Ein zweiter Heizkörper gegenüber, neben der Wohnzimmertüre, abseits von jeder Außenwand, schaffte es durch brutale Gewalt, im Wohnzimmer dann doch eine erträgliche Temperatur in den Wintermonaten zu garantieren. Das war auch einer der Gründe, warum beim Heizen die Wohnzimmertüre immer vollständig geschlossen sein musste, da sie sonst diesen Heizkörper komplett verdeckte.

Es ist an dieser Stelle anzumerken, dass einer der ursprünglichen Bewohner der ersten Generation einen Meisterbrief für Heizungsinstallationen hatte. Offenbar hatte die kompetente Zusammenarbeit von Architekt und Heizungsfachmann zur Zeit des Hausbaus Mitte der Dreißigerjahre des 20. Jahrhunderts nicht funktioniert, denn es gab Räume im Haus, die es nie über die 17-Grad-Marke schafften, wohingegen andere Räume schnell auf mehr als angenehme Temperaturen aufgeheizt werden konnten. Warum das so war, hat sich bis zum Schluss nicht restlos aufklären lassen. Im Haus war daher stets ein breiter Mix verschiedener Temperaturdifferentiale zu finden.

Da eine der Bewohnerinnen der zweiten Generation in jungen Jahren eine Zeitlang für ein „Heizkuli"-Unternehmen gearbeitet hatte, waren im Hause zeitweilig auch bis zu fünf solcher Heizkulis (mobile Elektroheizkörper) vorhanden, die in der schlecht ausgeführten Heizsituation zusätzliche Heizleistung erbringen konnten. Im Farbbild oben rechts an der Wand der Auslucht ist einer davon zu sehen. Allerdings geschah das Heizen damit zu einem hohen Preis, denn jeder dieser „Kulis" hatte eine Nennleistung von ca. 2 kW. Mehrere dieser „Kulis" liefen bei Bedarf im Winter über mehrere Stunden ununterbrochen zur Unterstützung der unzulänglichen Zentralheizungsinstallation und erhöhten so die Stromrechnung erheblich.

Durch eine zweiteilige, mit Glaslichten versehene Schiebetüre konnte vom Wohnzimmer aus das „Büro" betreten werden. Da beide Räume für sich alleine recht klein geraten waren, war die Schiebetüre fast immer geöffnet. Dadurch ergab sich auch optisch ein akzeptabel großer Raum, der sich über die ganze Länge des Hauses von der Front bis zur Gartenseite erstreckte.

Das „Büro"

Während sich im späteren Wohnzimmer der Kern des Lebens im Hause abspielte, wurde das „Büro" immer unterschiedlich benutzt. Es wurde niemals klar, wozu sich dieser Raum eignen könnte. Anfangs war dieser Raum als traditionelles Wohn- und Gesellschaftszimmer gedacht und eingerichtet, in dem auch eine kleine Schreibtischecke für Büroarbeiten eingerichtet war. An der Innenwand zum Flur dominierte dann auch von Anfang an ein massiver Holzschrank, dessen äußere, verschließbare Segmente Regale zur Aufnahme verschiedener Haushaltsgegenstände gedacht waren, zum Beispiel geeignet für Geschirr, Gläser, Tischdecken oder – wie zum Schluss – für Wäschestücke. Die Mitte des Schranks bot ein Bücherregal, das mit einer Glastüre verschlossen war. Hier prangte seit ehedem vor allem eine vollständige Ausgabe des Großen Brockhaus von 18xx.

In diesem Zimmer konnte Zeitung gelesen werden, Kaffeerunden wurden hier abgehalten, genauso wie Kartenspielrunden oder einfach der entspannende Aufenthalt zwischen einzelnen Pflichten. Es hatte anfangs den Charakter eines Wohnzimmers. Mit dem „Umzug"

des Wohnzimmers ins nördlich gelegene, angrenzende Zimmer wurde aus einem zentralen Raum des Hauses eine weitestgehend ungenutzte Fläche, die zwar noch von dem alten Schreibtisch und dem zweiten alten, runden Holztisch dominiert wurde, dem aber nun eine echte Funktion fehlte. Für eine ausschließliche Nutzung als Büro war das Zimmer zu groß, für einen alternativen Wohnraum war die restliche Fläche neben dem Schreibtisch zu klein. Damit verkam dieser Restbereich zur reinen Ablage von Arbeitsunterlagen, die auf dem recht kleinen Schreibtisch keinen Platz mehr fanden, oder es wurden einfach die Dinge dort gestapelt, die später wieder in die Hand genommen werden sollten, zum Beispiel größere Einkaufstaschen, denn die Küche war gleich um die Ecke. Auch leichte Bürotätigkeiten verlagerten sich auf diesen Tisch, denn der Schreibtisch war für moderne Büroarbeit, vor allem später dann mit PC, nicht wirklich geeignet. Auch als Aufenthaltsraum schied er dann aus, denn die Möblierung, der nackte Tisch, einige alte Stühle, ein fehlplatziertes Sofa neben dem Schreibtisch und zwei kleinere Fenster, waren nicht dazu geeignet sich wohlzufühlen. Manchmal konnten dort Hausgäste übernachten.

Daher waren die Bewohner in den letzten Jahrzehnten des Hauses nicht mehr gerne dort, das Leben konzentrierte sich ausschließlich nur noch im nunmehr etablierten neuen Wohnzimmer, das durch die Glasfront der Auslucht trotz der Ausrichtung nach Norden wesentlich gleichmäßiger ausgeleuchtet war.

Das war sehr schade, zeigt aber fast schon traditionelle Wohnfehler auch in modernen Häusern. Durch die Platzierung eines TV-Gerätes in einen Kernwohnraum konzentriert sich das Leben nur noch in einem solchen Bereich. Andere Räume verlieren ihre Bedeutung und werden im schlimmsten Falle überflüssig. Zudem verdichten sich auch die Bewohner oft in diesem Raum, so dass es durch die Enge häufiger zu Auseinandersetzungen kommen kann als in einer entzerrten Wohnsituation, zum Beispiel mit einem Wohnzimmer und einem (gerne kleineren) TV-Zimmer.

Blick vom Gesellschaftszimmer durch die offene Schiebetüre ins Esszimmer (1936):

Das Gesellschaftszimmer (1936), später Büro (ab ca. 1970) und zuletzt Schlafzimmer (ab 2015):

In den letzten fünf Jahren des Hauses wurde dieser Raum in ein Schlafzimmer umgewandelt. Die Bewohner der zweiten Generation, die hier ihren Lebensabend planten, waren nicht mehr ohne weiteres beweglich, und durch diese Änderung befanden sich nun das Wohnzimmer, das (neue) Schlafzimmer, ein kleines WC und die Küche auf derselben Ebene. Durch den Einbau einer Dusche in der Küche konnte tatsächlich fast barrierefreier Wohnraum im Erdgeschoss geschaffen werden, mit dem einen Wermutstropfen, dass das kleine WC nur über zwei Stufen erreichbar war, was immer gegenseitige Unterstützung erforderte.

Dieses Arrangement war durchaus erfolgreich, die Ebene im ersten Obergeschoss wurde danach fast gar nicht mehr betreten. Allerdings wurde der Reinigungsaufwand im Erdgeschoss höher, denn die Staubentwicklung ist im Bereich der Schlafräume immer am höchsten. Die Schiebetüren erlaubten nun eine einfache optische Trennung zwischen Schlaf- und Wohnflächen, zumal die Glaslichten der Schiebetüren provisorisch verhängt wurden, so dass ein Mindestmaß an Privatsphäre erhalten werden konnte. Dies blieb bis zum Verkauf im Jahre 2020 so.

Die Küche

Schnell ist einsehbar, dass die Küche bei dieser kleinen Gesamtgrundfläche nur einen zu kleinen Anteil beanspruchen konnte. Mit 9 qm war sie bereits ohne Ausstattung zu klein, durch den alten Küchentisch am Fenster wurde sie unbenutzbar. Da Ende der 1920er-Jahre die „Frankfurter Küche“ entwickelt worden war, mag sie hier als Vorlage gedient haben, woran auch der alte Küchenschrank mit seinen durch Schiebebretter verdeckten Schütten erinnerte. Sobald eine Person am Küchentisch saß, waren aber entweder der Küchenschrank (links) oder die Spüle (rechts, nicht im Bild) nicht mehr erreichbar. Wenn gekocht werden sollte, konnte das nur von einer Person getan werden. Das Zuarbeiten, wie das Gemüse zu putzen, war hier gar nicht möglich und wurde daher oft in das Wohnzimmer verlagert.

Durch die Platzknappheit waren auch nicht mehr Geräte als ein Herd/Ofen und ein Kühlschrank möglich. Alles andere versuchte der alte Küchenschrank zu erledigen, der aber ebenfalls nicht ausreichte.

Der Küche war an der Ostseite eine Speisekammer (Bild rechts, während Reparaturarbeiten) im besten Sinne angegliedert, aus einer Zeit ohne Kühlschränke. Mit einem halben Quadratmeter Fläche und einer Höhe von knapp zwei Metern war hier genügend Vorrats- und Lagerraum für einen Zweipersonenhaushalt vorhanden. Diese Kammer war auch mit einem schlauen Belüftungssystem ausgerüstet, das die Speisekammer durch die Außenwand hindurch fast unsichtbar mit der Außenluft verband und so stets für ein gutes Lagerungsklima sorgte.

Da die Küche zum Garten hin nach Süden ausgerichtet war, sorgte die Sonne durch das große Fenster fast den ganzen Tag über für eine ausreichende Beleuchtung.

Ein wenig Komfort erhielt die Küche bereits viele Jahre vor dem Verkauf des Hauses durch die Installation einer Herd-Ofen-Spülmaschinen-Kombination im Küchenstandardmaß. Der sehr kleine Ofen, der nicht mehr hergestellt wird, war mit Heißluftfunktion ausgestattet, die Herdplatte war ein Ceran-Feld. Der untere Spülmaschinenteil konnte eine Geschirrpartie für zwei Personen aufnehmen. Das erleichterte die Arbeit in der Küche durchaus, ohne mehr Fläche einzufordern.

Somit unterstützte diese Küche das traditionelle Rollenmodell, die Hausfrau kocht, der Mann hält sich heraus, sogar gegen intensive Versuche, das zu durchbrechen. Mehrere Personen in der Küche gerieten unweigerlich in Konflikt.

Der begrenzte Raum und die Höhe des Erdgeschosses über dem Erdgrund waren es wohl auch, das verhinderte, von hier aus – dem einzig möglichen Ort – einen Terrassenzugang zu schaffen. Die Küche degenerierte durch diese Umstände zu einem ausschließlichen (und sehr unbeliebten) Arbeitsraum.

Der 1. Stock – Der private Bereich

Der auf der Ostseite des Hauses gelegene Treppenaufgang in die nächsthöhere Ebene nahm gemeinsam mit dem Flur mehr als 10 qm ein und belegte damit mehr Fläche als die Küche. Da die Treppe zwar schmal, sich aber frei über die beiden Etagen erstreckte, ergab sich zwar eine gewisse Offenheit in der Architektur, was dem Raumensemble im Erdgeschoss optisch gut tat. Der hierbei fehlende Raum ergab jedoch eine Fläche von insgesamt ca. 20 qm, die auf beiden Ebenen fehlten. Möglicherweise wäre eine Treppenlösung auf der Westseite des Hauses besser gewesen, wo genügend ungenutzter Gartenraum zur Verfügung stand. Die Räume auf dieser Seite oder auch dieser Gartenteil hätten effektiv kaum Fläche eingebüßt.

Um auf die Treppe zu gelangen, waren zwei Stufen zu überwinden, die auf den Absatz führten, von dem die Haupttreppe aufstieg. Auf dem Treppenabsatz war das kleine Gäste-WC zu erreichen. Dieses war mit ca. 1,5 qm Fläche zwar sehr knapp bemessen, aber für die Zwecke ausreichend. Allerdings war es durch die Enge nicht möglich, den kleinen Heizkörper unter dem Milchglasfenster anzubringen (das seinerseits einen gewissen Mut bei der Benutzung des WCs erforderte), der dann an der Innenwand zum Windfang angebracht worden war. Das war der Grund, warum dieses WC im Winter nicht beliebt war. Der kleine Raum konnte durch die Fehlplatzierung des kleinen Heizkörpers und des lange Zeit einfachverglasten Fensters nie über 17 Grad Celsius

aufgeheizt werden. Erst die Installation eines zusätzlichen Isolierfensters auf der Innenseite im Jahre 2014 konnte das kompensieren.

Mit der Tür des kleinen WCs im Rücken waren dann 12 Stufen zu ersteigen, die im oberen Bereich in einem rechten Winkel nach rechts abknickten und in den Flur des ersten Obergeschosses führten. Die gesamte Konstruktion war aus Holz und führte über den Kellerabgang. Da die Treppenstufen selbst nicht isoliert waren und daher die Treppenelemente in direktem Sichtkontakt mit dem Keller standen, war diese Treppe einer der vielen Gründe, warum der Flur im Erdgeschoss und auch darüber liegende Räume im Winter häufig zu kühl waren. „Mach die Türe zu!“ war ein oft gehörter Satz, wenn es Gründe gab aus dem Wohnzimmer zu gehen oder ins Wohnzimmer zu kommen.

Oben angelangt befand man dich in der Mitte des oberen Flurs. Hier waren vier Räume zu finden: auf der linken Seite beginnend der Zugang zum zweiten Obergeschoss, das Bad, das frühere Schlafzimmer (Südseite), das „Balkonzimmer“ (Nordseite zur Hauptstraße) und ein kleines Zimmer. Eine kleine, geschlossene Balustrade aus Holz sicherte den offenen Raum zur rechten Seite zum Treppenaufgang ab. Der gesamte Raum, den die Treppe einnahm, war zwar offen gestaltet, aber nicht nutzbar. Bei der kleinen Grundfläche des Hauses ein herber Verlust.

Das kleine Zimmer

Dieses Zimmer rechts von der Treppe (im Bild ist die Türe zum Zimmer aus dem oberen Flur heraus zu erkennen) mit einer Fläche von ca. 6 qm war geeignet, ein Bett und einen Schrank zu beherbergen. Es befand sich genau über dem Windfang und war auf der Nordseite angelegt. Da auf der Straßenseite ein Fenster eingebaut war und gegenüber zum Flur hin eine Türe, stand nur die Ostwand des Zimmers als Standort für ein Bett zur Verfügung. Hiervon gegenüber konnte ein kleiner Schrank stehen, an den aber ständig die nach innen aufgehende Türe stieß. Das Zimmer wurde als „Mädchenzimmer“ bezeichnet und mag in der Frühzeit des Hauses tatsächlich so genutzt worden sein.

Im Laufe der Zeit ergaben sich aber verschiedene Möglichkeiten der Nutzung. War es anfangs wohl tatsächlich ein „Mädchenzimmer“, so wurde daraus schnell ein Gästezimmer oder ein Ablageraum. Vor allem, wenn die Familie zu Besuch war, also vier Personen mehr im Hause, konnte dieses Zimmer ein Bett bereitstellen. Andere Betten wurden dann zu verschiedenen Zeiten in verschiedene Räume andere Räume im Haus verteilt. Dies fand in der Hauptsache im Sommer statt, wenn sechs Wochen Sommerferien zu überstehen waren.

Auch in diesem Raum war das Heizen schwierig, denn zwei Wände (Nord und Ost) waren mehr oder weniger direkt Außenwände, das Fenster die ersten Jahrzehnte über in Einfachverglasung ausgeführt. Das änderte sich erst 2014, als auf der Innenseite zusätzlich

ein modernes Fenster mit Isolierfunktion eingebaut wurde. Diese Hybridlösung entwickelte sich als guter Einfall, denn es ersparte einen Komplettaustausch und bewahrte die Außenwirkung mit den Originalfenstern. Das Zimmer konnte hernach wesentlich besser beheizt werden.

Zum Ende der Nutzung des Hauses (2017 bis 2020) war dieses Zimmer das Schlafzimmer der einzigen Person (dritte Generation), die sich noch um das Haus mit sporadischen Besuchen mehrmals im Jahr kümmern konnte. Das Zimmer wurde als ausreichender Schlafplatz empfunden.

Das „Balkonzimmer“

Einer der interessantesten Räume war – wie bereits ausgeführt – einfach auf der falschen Seite des Hauses. Hier war der Zutritt zum Balkon. Durch die Nordausrichtung war der Raum trotz der alten, aber trotzdem recht großen Balkontüre, recht gut ausgeleuchtet, vor allem morgens und am späteren Abend, denn die Morgensonne wie auch die Abendsonne erreichten den Balkon in sehr spitzem Winkel. Dieses Zimmer war – das kann den Fotos aus der Anfangszeit entnommen werden – als Mädchenzimmer eingerichtet, so dass der tradierten Geschichte des kleinen Zimmers als Mädchenzimmer misstraut werden kann. Eher war dieses das Kleinkindzimmer. Mindestens seit dem Jugendalter der jungen Bewohnerin war das Balkonzimmer für diese Nutzung vorgesehen. Beim Bau des Hauses war sie neun Jahre alt, so dass es wahrscheinlich ist, dass ein Umzug recht früh nach dem Hausbau stattgefunden haben mag.

Später wurde aus dem Raum zwar eine Art „zweites Wohnzimmer“, in dem mit einer Sofagarnitur und einigen entsprechenden Möbeln die geeignete Atmosphäre geschaffen wurde. Sogar der alte Rauchtisch mit indischen Motiven war seit Anbeginn des Hauses hier gestanden. Aber die logistisch ungünstige Platzierung verhinderte eine intensivere Nutzung. So wurde das Zimmer nur noch zum gelegentlichen Gästeschlaf- und Aufenthaltszimmer entwertet, wenn die Familie in den Ferien zu Besuch war.

Diese Art der Nutzung wurde unterstützt durch ein recht großzügig bemessenes Waschbecken. Gerade in älteren Häusern war in einigen Wohnräumen stets zusätzlich ein Waschtisch installiert, um die Privatsphäre von Besuchern (und der Bewohner) möglichst gut zu erhalten oder um einfach einen längeren Gang zum Badezimmer zu ersparen. Dieses Waschbecken genügte zum Waschen der Hände oder zum Erfrischen.

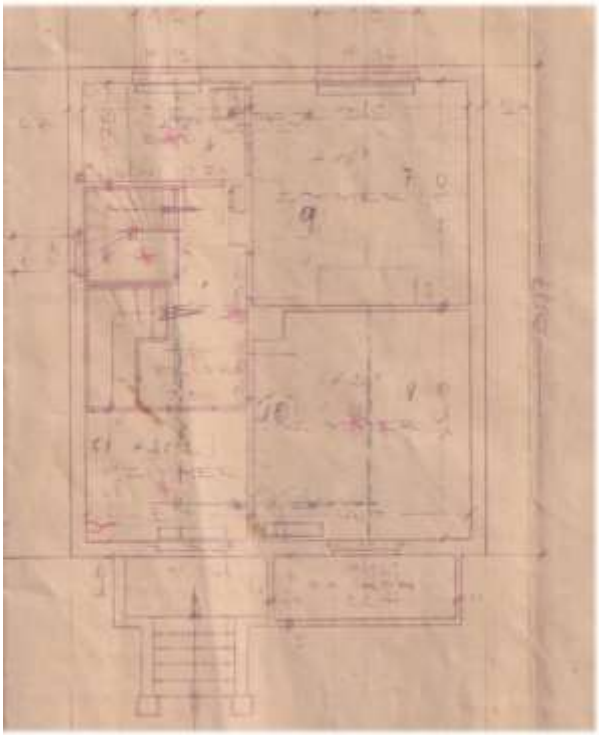
In den letzten Jahren der Hausnutzung entfiel der Bedarf hiernach völlig, und es vegetierte als störendes Element in diesem Raum vor sich hin.

Der Balkon selbst fügte sich in die knappen Ausmaße des Hauses ein und stellte mit einer Tiefe von weniger als 1,30 m und einer Breite von knapp 3 m keinen echten Aufenthaltsbereich dar, sondern tatsächlich nur die Möglichkeit, stehend vorbeiziehende Paraden von Fahrzeugen und Fußgängern zu beobachten. Die Ausrichtung auf die nördliche Seite des Hauses machte einen Aufenthalt auch nur selten angenehm. So verkam der Balkon das eine oder andere Mal als Möglichkeit zum Aufstellen des Wäscheständers, wenn man den Aufwand ertrug, die Wäsche vom Keller, wo die Waschmaschine stand, bis in den ersten Stock zu tragen, was wegen der Enge und Steilheit der Treppen immer unangenehm war und auch das Risiko eines Sturzes einschloss. Da der Boden des Balkons direkt über der Auslucht lag und der vorhandene Wasserabfluss durch Laub und Moos leicht verstopfte, war

die Wohnzimmerdecke in diesem Bereich hin und wieder feucht, und der Boden des Balkons musste dann wieder einmal abgedichtet werden.

Zuletzt wurde dieser Raum als Empfangszimmer für Besucher genutzt, da er nun mit den übriggebliebenen Möbeln auch aus einem der anderen (inzwischen veräußerten) Häuser der Familie eine durchaus aparte Einrichtung – inklusive eines niedrigen Marmortisches - anbot. Das Wohnzimmer mit seiner Esszimmerausstattung konnte das nicht leisten.

Blick vom Balkon in Richtung Westen auf die Hauptstraße



Grundriss des 1. Obergeschosses, Norden ist unten

Das Balkonzimmer: 1936 und 2020:

Das Schlafzimmer

Von Anfang an war dieses Zimmer im ersten Obergeschoss das schönste Zimmer. Es lag dem Garten zugewandt, also auf der südlichen Seite des Hauses, erhielt viel Sonnenschein, war nicht so lärmgeplagt wie die Nordseite, hatte einen guten Ausblick auf die ruhige Wohnstraße und auf den in den 1970er-Jahren erbauten Fernsehturm (der in moderner Zeit immer für exzellenten Empfang verschiedener Kommunikationsgeräte sorgte) und war daher auch neben dem Bad der hellste Raum. Mit mehr als 16 qm konnte er bequem eine klassische Schlafzimmergarnitur aufnehmen, ein Doppelbett mit zugehörigen Nachttischen, eine große Schrankkombination und ein traditioneller Schminktisch konnten gut verteilt untergebracht werden.

Das Schlafzimmer hatte eine eigene Türe zum angrenzenden Badezimmer, so dass die die elterliche Privatsphäre stets gewahrt werden konnte.

Durch die Südlage war der Heizbedarf für diesen Raum auch nicht so groß wie in den anderen Räumen.

Die Lage des Schlafzimmers war der Tradition nach in die erste Etage verlegt worden, was heutzutage wegen der im Alter abnehmenden Beweglichkeit nicht mehr als praktikabel gilt, in diesem Haus aber wegen der zu geringen Fläche als nicht anders möglich angesehen wurde. Damit konnte im Erdgeschoss problemlos Besucherverkehr abseits privater Räume stattfinden. Damit war aber auch die Lage des Badezimmers vorgegeben, das selbstverständlich neben dem Schlafzimmer liegen musste. Somit stand Gästen tatsächlich nur das extrem kleine Gäste-WC zur Verfügung. Im Bild (vom kleinen Zimmer aus gesehen) ist am Ende des oberen Flurs die Badezimmertüre zu sehen, links (zum Teil) die Türe zur Treppe ins 2. Obergeschoss, rechts der Zugang zum Schlafzimmer.

Wenn bei der Planung eines Hauses genügend Budget und Fläche zur Verfügung stehen, gilt die Vorgabe, dass für jede Person im Haushalt ein WC mit zumindest einer großzügigen Waschgelegenheit vorhanden sein sollte. Andernfalls kommt es vor allem zu den Stoßzeiten morgens, wenn alle gleichzeitig außer Haus gehen wollen, regelmäßig zu Konfliktsituationen. Genau dies war stets der Fall, vor allem wenn die Familie zu Besuch war und bis zu sechs Personen im Haus über mehrere Wochen wohnten.

Was sich für die Hausarchitektur während der Planungsphase scheinbar in natürlicher Weise ergab, wurde in der Realität zu einem gewaltigen Missgriff. Da das Schlafzimmer durch die erhöhte Südlage zum Garten hin der hellste Raum war, wäre dieser durch seine Lage das ideale Wohnzimmer gewesen.

In den letzten Jahren des Hauses war der Schlafbereich dann nach unten verlegt worden, so dass die bisherige Funktion des Raumes vollständig entfiel. Zwischenzeitlich als reines Möbellager genutzt, wurde aus dem Raum ab 2015 ein kombiniertes Büro und Aufenthaltszimmer, da sich zeitweise zwei Personen aufhielten, ein ständiger Bewohner und ein häufiger Besucher aus der Familie, um sich um Haus und Bewohner zu kümmern. Da es im Erdgeschoss für den Besucher keinerlei Möglichkeit gab, einen eigenen persönlichen Aufenthaltsbereich zu etablieren, um sich zurückzuziehen oder Schreibarbeiten zu erledigen, wurde das ehemalige Schlafzimmer in ein Wohnbüro umgewandelt.

Das Schlafzimmer im 1. Obergeschoss, zuletzt Büro (1936 und 2015),
verschiedene Blickwinkel:

Diese Entscheidung hatte sich dann gut bewährt und das zeitweilige Zusammenleben entzerrt, da zu diesen Zeiten jeder seine eigene Ebene bewohnte und man sich auf Wunsch im unteren Wohnzimmer treffen konnte.

In dieser Zeit entfaltete dieser Raum seinen maximalen Wohnwert und bewies die ungünstige, ursprüngliche Raumverteilung, bedingt durch die zu geringe Grundfläche.

Eine um vielleicht 20 qm großzügigere Planung hätte die gesamte Situation entspannt und flexibler gemacht. Der Raum dafür wäre mehr als genügend vorhanden gewesen, denn im Jahre 2014 war geplant, auf dem Gartengrundstück ein zweites Haus, einen kleinen Bungalow zu bauen, der mit nicht ganz 100 qm Grundfläche zwei Personen mehr als genügend Platz zur Verfügung gestellt hätte. Dieses Vorhaben wurde nach dem Tod eines der beiden Bewohner der zweiten Generation aber verworfen.

Das Bad

Ebenfalls auf der Südseite gelegen, aber durch den Treppenaufgang in die zweite Etage sehr eingeschränkt, standen dem Bad nur noch etwas mehr als 5 qm zur Verfügung, wovon 1,75 m auf die Tiefe entfielen, die Breite hingegen 3 m betrug.

In diesem Bad war zum Beispiel nur Platz für einen Waschtisch, den sich stets zwei Personen teilen mussten. Eine Badewanne und ein WC-Becken sorgten dafür, dass das Bad immer einen beengten Eindruck hinterließ. Da der Waschtisch gezwungenermaßen gegenüber der Fensterfront angebaut war, war der Spiegels nie ordentlich nutzbar. Denn das Licht des Fensters (Südseite) wurde stark reflektiert und blendete bei allen Tätigkeiten, die an einem Waschtisch erfolgen sollen, beispielsweise beim Schminken oder Rasieren. Zu diesen Zwecken mussten die Vorhänge zugezogen werden. Dies hatte auch dann zu erfolgen, wenn es draußen, beispielsweise im Winter, dunkel war, also um sich dann vor den Blicken der Nachbarn im Haus nebenan zu schützen, was aber nur unzureichend gelang. Der Aufenthalt in der Privatsphäre des Badezimmers war dadurch niemals gewährleistet. Die große Blautanne, die in den 1970er-Jahren gepflanzt wurde, konnte das auch nie vollständig kompensieren. Dadurch spielte das Fenster nur dann eine Rolle, wenn sich niemand im Bad aufhielt und gelüftet werden musste. Zu allen anderen Gelegenheiten war das Fenster zu verhängen. Da keine Rolläden installiert waren, konnte das nur durch Vorhänge geschehen, die aber alle hierfür ungeeignet waren.

Die im Bad installierte Badewanne war gemäß der zu geringen Tiefe des Raumes nicht geeignet, um sich vollständig auszustrecken, dafür aber selbst sehr tief und vor allem im Alter ein extremes Sicherheitsrisiko. Da eine Duschkabine fehlte, musste die Wanne auch zum Duschen betreten werden. Der Zustieg und das Verlassen waren umständlich, gestalteten sich ohne eine vernünftige Möglichkeit zum Festhalten als aufwändige Steigübung und waren deshalb (vor allem im Alter) kaum zu schaffen. Alleine wegen der Rutschgefahr war das gerade beim Verlassen eine gefährliche Installation.

Somit war auch der Badezimmeraufenthalt immer eher ein notwendiges Übel anstatt Entspannung zu bieten.

Bad, aus Sicht des Flurs, rechts zu erkennen ist die „private“ Türe zum Schlafzimmer (2020)

Eine der wenigen Erneuerungen betraf unter anderem das WC-Becken, das im Jahre 2014 gegen eine Neuinstallation ausgetauscht wurde. Das alte Becken war mit einer Dauerspülung versehen, wie sie früher üblich war. Sie war im Verlauf der Jahrzehnte undicht (und auch unansehnlich) geworden, so dass eine minimale Modernisierung notwendig erschien. Wie im Bild deutlich zu sehen, erzwang die Kombination aus eilig montierter Schablonenware und der alten Heizrohrinstallation in diesen sehr beengten Verhältnissen einen Kontakt des Wasserabflusses mit dem Kasten zum Heizungszulauf, der im Winter ständig heiß war. Die Erfahrung zeigte dann, dass der Kunststoff des WC-Rohrs dies recht gut vertrug.
In den Kacheln sind noch die hervorstehenden Ösen zu sehen, in welchen eine zweiteilige Metallkonstruktion hing, durch die eine Holzrolle für das Toilettenpapier getragen wurde. Sie musste von Hand beim Wechsel des Papiers stets neu verschraubt werden. Während der Beseitigung des Wasserschadens im 2. Stock im Jahre 2016 war diese (fast antike) Konstruktion in Mitleidenschaft gezogen worden und musste leider entfernt werden.

Das Bad (1936 und 2020):

Der 2. Stock – Die (fast) unbenutzte Fläche

Der Bereich des Hauses, über den niemand gerne sprach, war die oberste Ebene. Direkt unter dem Dach, öffnete sich nach dem sehr engen Treppenaufgang (im ersten Bild das erneuerte Fenster über der Treppe, 2020) hier eine Fläche, die in den Originalplänen überhaupt nicht als geplante Räume vorkam. Die gesamte Grundfläche des Hauses war auf dieser Ebene durch eine Trockengipswand in zwei Sektionen unterteilt: in einen großzügig bemessenen Raum zur nördlichen Seite hin, der einige Jahre als Familiengästezimmer tatsächlich immer wieder belegt war und Bett und anderes Mobiliar enthielt, und ein Durchgangszimmer, das zwar auf den ersten Blick ebenfalls Wohnfunktion suggerierte, auf den zweiten Blick aber die Sicht auf die Unterseite der Dachziegel auf der Ostseite freigab. Der Teil einer knöchelhoch gemauerten Wand zeugte vom Versuch, das offene Dach von diesem Raume abzutrennen. Aber offensichtlich endete der Versuch einfach unvermittelt wieder, und ein Stoffrest wurde als unzureichender Vorhang benutzt, um wenigstens optisch den Eindruck einer Raumtrennung zu vermitteln.

Diese Ebene war von Anfang an durchaus vorbereitet für eine Nasszelle. Allein dies wurde niemals ausgeführt. Somit fristete das Durchgangszimmer ein liebloses und hässliches Dasein, und nur der Raum zur Nordseite hin (siehe zweites Bild, 2020) stand als großzügige Fläche zur zeitweiligen Nutzung zur Verfügung.

Das war immer schade, denn dieses zusätzliche Raumangebot hätte bei vernünftigem Ausbau tatsächlich eine adrette kleine Appartementeinheit oder ein Arbeitsstudio darstellen können. Auch der räumliche Anspruch des Hauses hätte seine massive Existenz damit ein wenig rechtfertigen können, da die Nutzung als Dreipersonenhaus in den ersten Jahren, in späterer Zeit sehr lange als Zweipersonenhaus, nicht zu begründen war.

Es war einfach zu klein, um sich aus der Umgebung repräsentativ hervorzuheben – es gab ansehnlichere Gebäude in direkter Nachbarschaft –, und es war zu groß für zwei Personen.

Der Keller

Das Haus war voll unterkellert. Allerdings war der Keller nicht vollständig im Boden, sondern stand einige Dutzend Zentimeter aus dem Boden heraus, also als Tiefpaterre. In einer Region, die immer einige Meter unter NN liegt, aus Geestland besteht und direkt an der Küste gelegen ist, erscheint ein Keller überhaupt absurd. Aber in all den Jahrzehnten war nur dann Feuchtigkeit oder ein wenig Wasser im Keller, wenn es zu stark geregnet hatte, ein Wasserrohr defekt war oder ein Lichtschacht an der Hauswand undicht war. All dies kam sehr selten vor, und so war der Keller immer trocken.

Der Keller hatte zudem mehrere Funktionen. Die Garage war hier untergebracht. Dann befand sich hier natürlich auch die Heizungsanlage. Eine Waschküche war ebenfalls vorhanden, denn Platz für eine Waschmaschine gab es oberhalb des Kellers nicht. In der Waschküche war bis zum Verkauf im Jahre 2020 ein alter Waschkessel installiert, der noch mit Kohle geheizt werden konnte. Mit dem Aufkommen von Waschmaschinen verlor er aber bald seine Funktion. Da er fest eingebaut war, scheuten sich die Bewohner, den Aufwand zu betreiben, ihn entfernen zu lassen. So blieb er einfach als Ablage dort stehen und wurde bald vergessen.

Der „Luftschutzkeller“

Und schließlich war die Ostseite des Kellers als „Luftschutzkeller“ ausgelegt. Das Haus wurde zwar 1936, also drei Jahre vor Kriegsbeginn gebaut, aber offenbar lag der Erste Weltkrieg noch nicht allzu lange zurück – die erste Generation hatte diesen noch vollständig erlebt – und ein ähnliches Ereignis lag möglicherweise bereits in der Luft.

Die Schutzfunktion erstreckte sich auf die Zugangstüren, sie waren massiv in Holz ausgelegt, mit kleinen gepanzerten Sichtlöchern, zwei großen, ebenfalls hölzernen Hebelverschlüssen und – im Vergleich hierzu – sehr einfachen Türschlössern. Jeweils ein einfaches, schmales Fenster verbreitete wenig Licht (der Hauptschutzraum, erstes Bild). Die Wände waren hier besonders dick. Fenster und Türschlösser standen im krassen Gegensatz zur Funktion des Raumes. Denn während Wände und Türen ein gewisses Maß an Schutz bieten konnten, war das einfachverglaste Fenster nach außen dazu völlig ungeeignet, ebenso wie die Standardschlösser in den Zugangstüren.

Die Stadt erhielt während des Zweiten Weltkrieges, den das Haus vollständig erlebt hat, einige Treffer bei Luftangriffen, die es aber unbeschadet überstand, während andere Häuser in der unmittelbaren Umgebung völlig zerstört worden waren. Nach dem Krieg wurde aus dem „Luftschutzkeller“ ein Lagerraum für die Gegenstände, die in fast jedem Haushalt anfallen und die nie mehr gebraucht werden, aber auch niemals entsorgt werden. Im zweiten Bild ist der Blick aus dem Schutzraum Richtung Kellerflur, beleuchtet hinten rechts im Bild, zu sehen. Der kleine Gang dazwischen enthielt den Wasseranschluss und den Stromanschluss. Da dieser Teil des Kellers nur sehr selten

geöffnet und betreten wurde, entstand ein feuchtkaltes Klima, in dessen Folge sich ein leichter, aber penetranter Schimmelgeruch entwickelte, so dass bald niemand mehr motiviert war, diesen Kellerabschnitt jemals wieder zu betreten.

Einzig der Vorraum hierzu (im zweiten Bild im Hintergrund), ebenfalls durch eine Schutztüre gleicher Bauart abgesichert, war ständig zu frequentieren, da sich hier der Hauptwasseranschluss mit dem Absperrventil befand. Dieses hatte während längerer Abwesenheit verschlossen zu sein, so wollte es der Versicherungsvertrag.

Der „Heizungskeller“

Neben dem Luftschutzkeller befand sich der Heizungskeller, in dem sich nichts weiter befand als der Ölbrenner, der das Haus mit Wärme und Warmwasser versorgte. In der Anfangszeit des Hauses waren Ölbrenner modern, das Öl war preiswert und heizte zuverlässig. Obwohl der Keller architektonisch durchaus auf Kohle ausgerichtet war (das war an dem schrägen Fenstersims zu erkennen, das vom Garten in den Keller führte), wurde früh auf Öl umgestellt. Der zugehörige Öltank war unterhalb des Rasens auf der Westseite des Hauses sicher unterirdisch untergebracht.

Bis ins Frühjahr 2014 wechselten sich hier im Zuge sich laufend verschärfender Heizverordnungen einige Ölbrenner ab und wurden schließlich durch einen Gasbrenner ersetzt. Im Bild ist der Moment zu sehen, als der Ölbrenner 2014 bereits ausgebaut war und die Stelle zum Einbau des Gasbrenners vorbereitet wurde. Eine bunte Mischung verschiedenster Rohre ist sichtbar, die im Verlaufe der Geschichte des Hauses von verschiedenen Handwerksbetrieben miteinander verbunden wurden. Die Installationsfirma, die Anfang 2014 einfach eine Dusche in der Küche installieren sollte, zerstörte den Warmwasserzulauf des vorhandenen Brenners und die Bewohner waren wegen der kühlen Außentemperaturen daher gezwungen, schnell für einen Ersatz zu sorgen.

Während der Installation des neuen Gasanschlusses, der innerhalb eines Tages erfolgte, war es spannend zu beobachten, wie ein Grabungsroboter sich innerhalb weniger Stunden unter der Straße durcharbeitete und im Garten an der Hauswand wieder sichtbar wurde. Beim Verkauf des Hauses wurde der nunmehr funktionslose Heizöltank professionell geleert und stillgelegt.

Der Heizungskeller war naturgemäß der trockenste und wärmste Kellerraum. Daher wurden dort manchmal vor allem alte Akten gelagert, die nicht feucht werden sollten.

Darüber hinaus fristete viele Jahrzehnte nur ein altes Klappfahrrad sein elendes Dasein, weil keiner der Bewohner noch ein Interesse daran hatte, es zu benutzen. Interessanterweise hing das auch damit zusammen, dass es in der gesamten Anordnung des Hauses an keiner Stelle eine Möglichkeit gab, ein Fahrrad so

abzustellen, ohne dass es störte und dass es trotzdem täglich leicht benutzt werden konnte. Im Eingangsbereich war die Diebstahlgefahr zu groß, es gab auch keine Möglichkeit im Windfang oder im Flur, auch nicht im Bereich der Hofeinfahrt und der Weg in den Keller war zu kompliziert. Daher wurde in der Stadt, in der es bereits in den 1960er-Jahren Radwege gab und viele Menschen Fahrrad fuhren und fahren, das Fahrrad von den Bewohnern fast nie benutzt.

Die „Garage“

An der ungünstigsten Stelle für diese Art der Verwendung, zur Südseite in den Garten hinaus, war die Garage platziert worden. Sie war der größte Patzer des Architekten. Wie anfangs beschrieben, war für die ersten Autos der Bewohner, zuerst ein Ford Eifel, danach einer der ersten VW Käfer, die Garage schon zu klein und durch die komplizierte Zufahrt völlig ungeeignet, um einen PKW „griffbereit“ abzustellen. So parkten über die Jahrzehnte alle Fahrzeuge in der Hofeinfahrt, und die Garage wurde dann zuerst als Werkstatt benutzt und später zum Abstellraum vor allem von Gartengeräten, Gartenmöbeln und Sperrmüll entwertet. Zuletzt wurde ein Oldtimer darin verstaut, der bis zum Verkauf des Hauses dort – eher unsachgemäß – gelagert wurde. Im Bild ist die Sicht in Richtung Ausfahrt zu sehen. Die Garagentüre war durch ihr Alter verwittert und lichtdurchlässig geworden. Ein Grund für eindringende Kälte in den Wintermonaten.

Erwähnenswert ist für diesen Raum ein anderer Umstand, auf den die Bewohner Anfang der 2010er-Jahre nur durch Zufall aufmerksam gemacht wurden.

Eines Tages, im Januar 2014, fielen Telefon- und auch Internetverbindung komplett aus. Eine Nachfrage bei der Störungsstelle ergab, dass ein Fehler im Verteilerkasten außerhalb des Hauses vorlag. Als der Techniker der Telefongesellschaft den Anschluss an allen wichtigen Stellen überprüfte, fragte er mit einem merkwürdigen Grinsen: „Ist es für Sie notwendig, dass die Telefonleitung von der Straße zuerst in den Keller läuft, dann durch die Wand in den Garten zur Außenwand geführt wird und dann gleich wieder zurück in das Büro läuft?“. Der Bewohner war perplex. So eine Leitungsführung hätte normalerweise keinerlei Sinn. Techniker und Bewohner kamen dann aber zu dem Schluss, dass unter Berücksichtigung des Baujahres durchaus ein Sinn hinter dieser Art der Leitungsführung stecken könnte, denn das Stück Leitung, das an der Außenwand hervortrat und gleich wieder verschwand (im Bild blau gerahmt, nach der Entfernung), war durch eine inzwischen verwitterte Metallglocke gekapselt (zweites Bild nach dem Abmontieren), die eine Art von

hoheitlichem Leitungszugang darstellte. Hier wäre es möglich gewesen, unauffällig die Telefonleitung „anzuzapfen“. Techniker und Bewohner einigten sich darauf, dass das gerne korrigiert werden könnte, und somit wurde die Leitung nunmehr „begradigt“ und die Umleitung nach draußen entfernt. Infolgedessen wurde diese interessante Installation, die während der Diktatur vorgenommen wurde, erst im Jahre 2014 entdeckt und nach ungefähr 78 Jahren endlich beseitigt.

Die Waschküche

Am meisten genutzt wurde der Waschkeller. Anfangs war hier der Waschzuber in Betrieb (im Flurbild im Hintergrund, rechts am Rand). Ein fest installierter zylindrischer Bottich aus feuerfestem Stein, mit einer Kohlenheizung am unteren Ende, um das Waschwasser zu erhitzen.

Dieser wurde nach dem Krieg recht zügig mit dem Aufkommen von Waschmaschinen stillgelegt und diente danach nur noch als Ablage für allerlei Kleinigkeiten während des Waschens.

Dieser Bereich des Kellers, als Nasszelle ausgelegt, war mit einem in der Mitte des Bodens installiertem Wasserabfluss versehen, in dem ein Rückschlagventil eingebaut war. Ein ähnliches existierte nur noch in der Garage. Denn bei Starkregen oder Hochwasser konnte die Kanalisation überlaufen, so dass dieses Wasser dann in den Keller hätte eindringen können. Dies verhinderte das Rückschlagventil. Es musste allerdings von Hand verschlossen werden. Der Boden war dementsprechend zum handtellergroßen Ablaufschacht hin leicht abgesenkt, so dass kein Wasser stehen bleiben konnte. Als einmal an der östlichen Wand im Bereich der Hofeinfahrt die Außenwand zum Keller leicht undicht war und bei Regenereignissen ein wenig Wasser in den Keller drang, wurde auch dieses zum Ablaufschacht hin abgeleitet, so dass der Keller insgesamt immer trocken bleiben konnte.

Neben der Eingangstüre zum Waschkeller war ebenfalls eine „Abseite“ mit einer Grundfläche von ca. 0,3 qm und in Personenhöhe in die Wand eingelassen, so dass hier ebenfalls Geräte und Werkzeug problemlos verstaut werden konnten. Wie in allen Kellerräumen war auch hier ein kleines Fenster an der Außenwand – hier zum Garten hin – eingebaut, so dass feuchte Wäsche gut mit Frischluft versorgt werden konnte.

Der „Kellerflur“

Vor den Zugängen zu allen Kellerräumen war der „Flur“, ein kleiner Gang, von dem aus alle anderen Räume zu erreichen waren.

Im Bild des Kellerflurs ist im Hintergrund die Waschküche zu erkennen. Unter dem Treppenaufgang war noch etwas Platz für zwei Regale, die einige Werkzeuge und Materialien aufnehmen konnte, die öfter gebraucht wurden.

Die meisten Lichtschalter waren hier ebenfalls angebracht, ebenso der veraltete Sicherungskasten und der Kontrollschalter für die Zentralheizung.

Der Garten

Weil es keinen vernünftigen Zugang zum Garten gab, wurde er nur selten zum entspannenden Aufenthalt genutzt.

Seit den 1970er-Jahren wuchs eine Blautanne recht zentral im Garten. Sie hat sich allerdings im Laufe der Jahre als schlechte Entscheidung herausgestellt, denn sie verhinderte die Ausleuchtung des Hauses auf der Südseite.

Im Bild aus dem Jahre 2014, das gegen Abend gemacht wurde (die Sonne steht im Westen), zeigt die Blautanne ihre massive Präsenz im Garten. Sie wurde dann im Januar 2015 gefällt, da ein Gärtner der Tanne Bruchgefahr wegen Krankheit attestiert hatte. Im Dialog mit der Gemeinde wurde sie dann fachgerecht entfernt. Da geplant war, an dieser Stelle einen Altersbungalow für die zweite Generation zu bauen, war es schon deswegen nötig, eine Lösung zu finden. Der Bau des Bungalows wurde dann – wie bereits erwähnt – wieder verworfen.

Während eine Hecke das Haus optisch von zwei Straßen trennte, im Norden und im Westen, wurde die Ostseite von einer großen Birke und einem alten Apfelbaum dominiert.

Immer wieder flammte ein Dialog mit der Eigentümergesellschaft des Nachbarhauses auf der Ostseite auf, die das Wachsen der Bäume über die Grundstücksgrenzen hinweg kritisierten. Allerdings hielten sich die Gespräche in erträglichen Grenzen, der angrenzende nachbarschaftliche Gartenbereich wurde selten genutzt und man profitierte von den Äpfeln, die auf der anderen Seite des Zauns gepflückt wurden konnten.

Der Apfelbaum selbst war mehrere Jahrzehnte alt und trug jedes Jahr mehr als eine reiche Ernte, die von den Bewohnern nie vollständig genutzt werden konnte. Selbst ein Gärtner, dem man die Äpfel entgeltfrei zum Mosten anbot, schreckte davor zurück, da der Baum in

den letzten Jahren vor dem Verkauf in seiner Höhe die Siebenmetergrenze überschritt und die Äpfel häufig im Doppelpack an den Zweigen hingen. Selbst eine große Hebebühne wäre zum Ernten unzureichend gewesen. Es war schlichtweg unmöglich, alle Äpfel zu ernten. Die hauptsächlich grün wachsende Apfelsorte hatte einen angenehmen, leicht säuerlichen Geschmack, war knackig und eher klein. Um welche Sorte es sich handelte, konnte auch nach vielen Jahren niemand sagen, auch der Gartenbetrieb nicht.

Alle Generationen haben von den Äpfeln sehr gerne gegessen, direkt oder als Apfelkompott oder als Apfelkuchen.

An der Südgrenze des Gartens wurde dann auf Wunsch des Bewohners der zweiten Generation eine Gartenhütte aufgebaut, die vor allem Gartengeräte aufnehmen sollte. Kauf, Lieferung und Aufbau waren nicht ohne Schwierigkeiten zu verrichten, und letztendlich waren die Kosten im mittleren vierstelligen Bereich, was sich im Nachhinein als eine kurze Freude für den Bewohner herausgestellt hat, denn er wurde kurz danach krank und musste in eine Pflegesituation überführt werden. So konnte er die Hütte leider nur wenige Monate nutzen. Zumindest stellte die Hütte danach eine recht annehmbare Lösung zum Abstellen eines Fahrrads dar, was der Bewohner der dritten Generation in den letzten fünf Jahren vor dem Verkauf auch häufig nutzte. Ansonsten blieb die Hütte unbenutzt, wenn man davon absieht, dass ein kaum benutzter Rasenmäher (der Rasen wurde häufig von einem Gartenbetrieb in Abwesenheit gemäht) und ein kleines (meist leeres) Regal dort abgestellt waren.

Im Bild sieht man den Blick in den Garten von der Küche aus (die Blautanne steht noch).

Der Garten (Hauptbereich im Süden, Gartenstreifen Westseite, 2016):

Versorgungsleitungen

In einem alten Haus sind die Versorgungsleitungen zwar in der Regel ordentlich verlegt, genügen aber mit der Zeit nicht mehr den neueren Erkenntnissen.

Wasser

So bestand das Wasserleitungsnetz im Haus vollständig aus Bleileitungen. Mit diesen Wasserleitungen wurden sechs Räume versorgt: die Küche, das kleine Gäste-WC, das Balkonzimmer, das Bad, der Heizungskeller und der Waschkeller. Während die Wascheinrichtungen nur einen vernachlässigbaren Nachteil durch die bleihaltige Wasserleitung erlitten, galt das für die Küche naturgemäß nicht. Wasser ist in der Küche die Grundlage zur Zubereitung von Tee oder Kaffee und als Medium zum Kochen von Teigwaren, Reis und Kartoffeln erforderlich. Damit waren die Bewohner bis zuletzt diesem Zustand ausgesetzt.

Die Gründe für eine nie durchgeführte Sanierung der Leitungen waren in den zeitlichen Vorgängen zu suchen. Die allgemeine Erkenntnis, dass Bleileitungen der Gesundheit abträglich sind (ca. 1973), wurde ca. 10 Jahre nach dem ersten Umzug der Bewohner nach Süddeutschland Allgemeinwissen. Das Haus, nun nur noch sporadisch besucht, stand jetzt also erst einmal für sehr lange Zeit leer, so dass ein Auswechseln der Wasserleitungen nicht erwogen wurde. Beim Wiedereinzug viele Jahre später wurde dieser Umstand von den Bewohnern schlichtweg vergessen, und im Nachhinein wurde auch die Signifikanz des Zustands falsch bewertet, was in der Familie immer wieder für heftige Diskussionen sorgte. So haben drei Generationen mehr oder weniger dort jahrzehntelang mit bleihaltigem Wasser gelebt. Da die älteren Generationen das Risiko nicht ernst nahmen und sich nicht belehren ließen, blieben die alten Leitungen weiterhin bis zum Verkauf des Hauses zum Teil in Benutzung, zumal seit Anfang der 1980er Jahre wieder einmal niemand mehr ständig im Haus lebte.

Im ersten Bild ist die Isolierung an einer Stelle in der Küche entfernt, so dass die Bleileitung im Küchenbereich gut zu erkennen ist. Im zweiten Bild ist eine stillgelegte Bleileitung (vom Keller ins EG) zu sehen.

Auch die in jüngeren Jahren erlassene gesetzliche Vorgabe einer Modernisierung fand keine Anwendung, da das Haus nie vermietet wurde. Dieser Zustand erfuhr eine kleine Änderung, als 2015 die Dusche in der Küche eingebaut wurde, deren Leitungen selbstverständlich, da hierfür neue Leitungen erforderlich waren, nun aus Kupfer bestanden, aber an das vorhandene Netz angeschlossen wurden.

Mit einer Wasserhärte von 7° dH (Angabe des Wasserversorgers) ist das Wasser in der Stadt mittelhart und erlaubt daher in Bleileitungen bei längerer Benutzung die Bildung einer schützenden Carbonatschicht, die den größten Teil der Bleiabgabe ins Wasser verhindert.

Der letzte Bewohner, der sich ab Ende 2017 nur noch zu Wartungszwecken wochenweise alleine im Haus aufhielt, trug diesem Umstand Rechnung, indem zum Konsumieren

ausschließlich Mineralwasser aus den nahegelegenen Supermärkten benutzt wurde. Da diese Flaschen allerdings aus Kunststoff bestanden, ist letztendlich bis heute unklar, welches gesundheitliche Risiko größer war. Er ließ den Bleigehalt in seinem Blut zudem immer wieder überprüfen. Die gemessenen Werte befanden sich über Jahrzehnte unterhalb des medizinisch tolerierten Grenzbereichs.

Zudem ist die Aufnahme von Blei über die Nahrung vermutlich größer als die Aufnahme über Leitungswasser aus Bleileitungen. Einige Pilze, Fische und Muscheln zeigen in der Regel einen sehr hohen Bleigehalt.

Nichtsdestotrotz empfahl er den neuen Eigentümern, die Rohre zu sanieren. Denn auch wenig Blei ist nicht bleifrei. Jede Quelle sollte daher möglichst eliminiert werden, ob durch die Vermeidung bestimmter Lebensmittel oder durch einen Wechsel des Leitungsmaterials.

Elektrik

Die modernen Stromleitungen mit Schutzkontakt, die drei Adern erfordern, waren in diesem Haus ursprünglich nicht verbaut. Die gesamte Stromversorgung geschah in alter Zweidrahtverkabelung. Dementsprechend waren in einigen Räumen sogar noch die alten Steckdosen verbaut.

Im Laufe der Zeit wurden jedoch an einigen wenigen Stellen moderne Leitungen zusätzlich verlegt. Dies wurde bald notwendig, denn mit dem Aufkommen moderner Geräte für Küche und Unterhaltung wurden mehr Spannungsquellen nötig.

So entstand im Haus ein gewisses Durcheinander aus alten und neuen Leitungen, das schon ab und zu dafür sorgte, dass die Sicherungen tätig wurden und den Strom wegen Überlastung unterbrachen.

Als 2016 ein kleinerer Wasserrohrbruch um 2. Obergeschoss dafür sorgte, dass die Decke der Küche erheblichen Schaden nahm, wurde die Decke vollständig freigelegt und legte eine sehr alte und unstrukturierte Verkabelung zwischen Küche, Büro und Flur offen (wie im Bild gut zu erkennen ist).

Die Installation eines Bewegungsmelders für die Hauseingangsbeleuchtung erforderte ebenfalls eine Neuverkabelung und ergänzte die Mischung aus sehr alten und modernen Leitungsstrukturen um einen weiteren Aspekt.

Während in modernen Neubauten Steckdosen in reicher Zahl überall in den Räumen platziert werden, war es für alte Häuser typisch, derartige Einrichtungen nur sehr sparsam anzubieten. Das erschwerte den modernen Alltag ungemein. Bereits bei Hausarbeiten war es nicht immer möglich, eine erreichbare Steckdose für den Staubsauger zu finden, und so musste zum Teil mit Kabelverlängerungen gearbeitet werden. Mehrfachsteckleisten waren der Normalfall im Haus.

So war in den meisten Räumen nur eine einzige Steckdose installiert, in manchen Räumen keine. Darüber hinaus wurde die einzige Steckdose im Balkonzimmer durch die

Inkompetenz eines Heizungsbauers komplett unbrauchbar. Die Handwerker bauten einen Heizkörper derart an die Wand zwischen Balkontüre und Waschbecken, dass die Steckdose von diesem komplett abgedeckt wurde und nicht mehr erreicht werden konnte. In einem großen Zimmer ist das sehr ärgerlich, bei Hausarbeiten oder auch beim Wunsch, elektrisch betriebene Unterhaltungsgeräte oder auch nur eine Stehleuchte zu betreiben.

Kommunikationsnetz

Bereits in den 1990er-Jahren war im Haus ein PC in Betrieb und die Teile der Familie konnten sich von verschiedenen Standorten per Modembetrieb mit dem Haus austauschen. Anfang der 2000er-Jahre wurde dann im Haus ISDN installiert und daran ein internes Telefonnetz für acht Anschlüsse verlegt. Es war die Zeit des damals neuen ISDN-Netzes. Dafür gab es sehr schnell Telekommunikationsanlagen, die es erlaubten, intern Telefone und Computer mit dem Hauptanschluss zu verbinden. Geplant war nun, in den wichtigsten Räumen des Hauses Telefone zu installieren, die untereinander und auch nach extern Gespräche zuließen. Dies geschah auch deswegen, weil der Bewohner der dritten Generation zu dieser Zeit ein Buch über ISDN-Anlagen schrieb und dies als gute Möglichkeit für eine Beispielinstallation ansah.

Hierfür wurden komplett neue Leitungen verlegt. Vom 2. Obergeschoss bis ins Erdgeschoss wurden die erforderlichen Leitungen in Eigenarbeit verbaut, entweder in Aufputzmontage oder zwischen den Wänden, wenn es möglich war.

Die Telefone selbst konnten aus den nicht mehr benutzten Beständen eines Telefonladens akquiriert werden, so dass sich die Kosten in Grenzen hielten.

Damit war es im Hause möglich, die damals unter ISDN verfügbaren Geschwindigkeiten zur Datenübertragung bereitzustellen und bequemes Telefonieren aus allen Räumen zu ermöglichen.

Als Beitrag zur Barrierearmut waren bereits seit den 1990er-Jahren auch Videotelefone in der Familie in Betrieb, da eine Person der zweiten Generation eine Hörbehinderung hatte. Das war lange Zeit vor der Entwicklung von inzwischen heute weit verbreiteten Mobiltelefonen mit Videodiensten. Mit den Videotelefonen (*T-View 100*) konnte sogar bequem eine, wenn auch keine dauerhafte, so doch sporadische Video- und Audioüberwachung durchgeführt werden.

Diese Installation sorgte dafür, dass das alte Haus – im Gegensatz zu allen anderen Aspekten – sehr modern ausgerüstet war.

Das endete, als in Deutschland die Norm ISDN auf *Voice-over-IP* wechselte, was als Ende dieser sehr gut funktionierenden Installation empfunden wurde. Auf eine Umstellung auf die neue Technik wurde bewusst verzichtet, denn das Haus war zu dieser Zeit kein Lebensmittelpunkt mehr und wurde nun langsam für den Verkauf vorbereitet. Aus diesem Grund wurden alle bestehenden Kommunikationsverträge terminiert.

Im Haus wurde die Verkabelung in den acht Räumen belassen, so dass die neuen Eigentümer für sich entscheiden konnten, ob und wie sie die Situation für sich nutzen würden.

Sicherheitsaspekte

Das Haus hatte in seiner Geschichte trotz der langen Leerstände nur einmal mit einem größeren Sicherheitsproblem zu tun. In den 1980er-Jahren drang eine Gruppe von Jugendlichen in das Haus ein und „wohnte“ dort einige Tage, bis die Behörden die beteiligten Personen festnahmen. Da in dem Haus niemals irgendwelche Wertsachen vorhanden waren, beschränkte sich der Verlust auf die Einbruchspuren, die Hinterlassenschaften von Gebrauchsmüll und den Diebstahl einer wunderschönen Mandoline (der der Autor auch heute noch nachtrauert).

Es gab keinerlei ausgewiesene Schutzeinrichtung, weder an Türen noch an Fenstern. Die Lage im Hochpaterre machte das Erdgeschoss jedoch zu einer schwierigen Zugangsebene für unbefugte Personen. Fenster lagen in knapp 2 m Höhe und waren allesamt von den Straßenseiten leicht einsehbar. Einzig die Kellerfenster wären ein praktikabler Einstieg gewesen. Aber eine kleine, trickreiche „Erfindung“ der Bewohner der ersten Generation verhinderte, dass von Räumen aus, in die ein Einstieg hätte gelingen können, ohne sehr großen Aufwand kein Weiterkommen möglich war. Der erwähnte einzige Vorfall gelang auch nur deswegen, weil diese Sicherungen nicht vollständig angewendet worden waren.

Die Zimmertüren waren wie üblich mit einfachen Buntbartschlössern versehen. Diese kann ein einigermaßen geübter Einbrecher in kurzer Zeit mit einem Sperrhaken öffnen. So ein „Dietrich“ fand sich in den Hinterlassenschaften der Bewohner der ersten Generation. Er war wohl als „Notschlüssel“ für das eigene Haus konzipiert und aus stabilem Schweißdraht gefertigt.

Um nun ein Zimmertürschloss gegen unbefugte Benutzung angemessen zu schützen, reichte es, den Schlüssel gegen Drehen von außen zu sichern. Dies geschah in diesem Falle dadurch, dass ein Zimmer nach innen hin zum Flur mit dem eigenen Türschlüssel zugeschlossen wurde, der dann im Schloss belassen wurde. Nun wurde ein U-förmig gebogener Schweißdraht mit dem offenen Ende über den Türgriff und durch das Auge des Schlüssels gesteckt. Ein Drehen des steckenden Schlüssels von außen wurde dadurch verhindert und das Herausstoßen des Schlüssels und des Drahtgefüges waren extrem schwierig. Auch war diese Art der Sicherung von außen nicht zu erkennen, so dass potentielle Einbrecher mit Mühen in einen Raum gelangen konnten, aber von dort aus nur mit erheblichem Aufwand weiterkamen.

Ein anderer, sehr wichtiger Aspekt der Sicherheit des Hauses war jedoch, dass ständig lokale Handwerker Reparaturen durchzuführen hatten und Vertreter von verschiedenen Unternehmen ihre Dienstleistungen im Hause zu besprechen hatten. Somit waren in unregelmäßigen Abständen aus vielerlei Handwerksbereichen (Monteure für Heizung und Wasser, Zimmerleute, Schornsteinfeger, Gärtner, Maler und Tapezierer etc.) und Vertreter von Versicherungen im Hause. Diese Vertreter der hiesigen Gemeinde waren über die Jahrzehnte immer wieder im Haus und arbeiteten in vielen Räumen. Sie kannten alle die Örtlichkeit und wussten daher, dass es nichts Wertvolles im Hause gab. Da keinem dieser Menschen zuzumuten ist, immer alles, was während der Arbeiten bekannt geworden ist, für sich zu behalten, wurde durch die privaten Erzählungen in deren Umfeld

mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit das Wissen verbreitet, dass im Hause sicherlich „nichts zu holen“ sei. Ein nicht zu unterschätzender Sicherheitsaspekt.

In den Jahren vor dem Verkauf sorgte dann ein einfaches Papierschild an der Innenseite der Lichte in der Haustüre für weitere Verunsicherung im Bereich Sicherheit des Hauses. Das Schild zeigte ein Kamerasymbol und suggerierte eine installierte Videoüberwachung. Diese war jedoch nicht vorhanden. Das kleine Schild war mehr als ausreichend, und jedem Besuch, der danach fragte, wurde versichert, dass die Kameras nicht sichtbar seien und nur bei Abwesenheit eingeschaltet werden würden. Dies war wesentlich effektiver als eine Kameraattrappe, die jeder Profi sofort als solche erkannt hätte.

Zudem war die Außenbeleuchtung an der Haustüre seit 2014 mit einem Bewegungsmelder versehen, der die Beleuchtung bei Annäherung einschaltete. Hier war für Außenstehende nicht zu erkennen, was der Bewegungsmelder möglicherweise zusätzlich noch aktivierte.

Dies in Kombination reichte aus, um das Haus jahrzehntelang (mit einer Ausnahme) frei von Sicherheitsproblemen zu halten.

Schließlich hatte in Zeiten der Abwesenheit der Bewohner auch eine Vertrauensperson einen Hausschlüssel und schaute in unregelmäßigen Abständen nach dem Haus, so dass Auffälligkeiten sofort kommuniziert werden konnten.

Schlussbemerkungen

Das Haus hat den Bewohnern von drei Generationen stets ein Zuhause geboten, aber gleichzeitig immer ein ambivalentes Gefühl vermittelt. Die Lage war logistisch perfekt: Bahnhof, Innenstadt mit Fußgängerzone und ein Grünstrand waren zu Fuß jeweils in ca. 10 Minuten zu erreichen. Bäcker, einige Ärzte, Apotheke und Friseur waren ebenfalls in der Nähe. In den letzten Jahrzehnten vor dem Verkauf wurden in vier Minuten Gehdistanz zwei große Supermärkte eröffnet, so dass die Vollversorgung bequem und ohne großen Aufwand erfolgen konnte. Eine Bushaltestelle befand sich einige Meter vom Hauseingang entfernt. Mit dem Fahrrad wäre auch ein ausgiebiger Ausflug in die ausgedehntere Innenstadt und Fußgängerzone oder im Bereich des Hafens erreichbar gewesen. Schließlich ergab das Auto bequem die Möglichkeit, auch in angrenzende Stadtteile mit ihren diversen Angeboten zu gelangen, zu denen ausgedehnte Strände wenige Kilometer entfernt gehörten.

Im Bild (Zeitungsausriss aus der Nachkriegszeit) ist die Baustelle zu sehen, in welcher die heutige Hauptstraße ausgebaut wird, die dem Haus (im Bild angekreuzt) seine logistisch sehr gute Lage noch verbesserte.

Das Grundstück konnte recht schnell nach dem Bau bereits als Innenstadtgrundstück gelten, war aber so groß, dass in Theorie ein weiteres Gebäude auf der Südseite hätte gebaut werden können. Alternativ wäre eine großzügigere Planung möglich gewesen, die einige Schwachpunkte in der bestehenden Architektur kompensiert hätten.

Das Gefühl, im eigenen Haus leben zu können, kam natürlich zeitweise auf; mit Ausnahme der Zeiten, in denen die Schwächen des Hauses sich wieder deutlich und unabweisbar zeigten und unangemessen hohen Aufwand einforderten.

Vor allem die Raumverteilung erwies sich immer wieder als ein großes Hindernis. Von der fehlplatzierten Garage bis hin zum nicht ausgebauten 2. Obergeschoss taten sich immer wieder logistische Lücken im Alltag der Bewohner auf, die ein echtes Entspannen verhinderten. Immerfort mussten die Bewohner über eigentlich alltägliche Trivialitäten nachdenken, die sich andernfalls problemlos ergeben hätten. So hatte man sich von Zeit zu Zeit tatsächlich im Garten zu einem Kaffee zusammengesetzt, was aber mit einem so gewalteigen logistischen Aufwand verbunden war, dass dies bereits bei der Ankündigung als Last empfunden wurde. Ebenso entwickelte sich die Heizsituation im Winter zu einem konstanten Ärgernis. Wenige Räume ließen sich warm halten, und die Ölrechnung dämpfte wegen der fehlenden Isolierung die Stimmung jedes Mal zur Zeit der Abrechnung. Vor einer Grundsanierung schreckten die Bewohner immer wieder zurück, denn das Haus war – wie schon beschrieben – in den letzten Jahrzehnten vor dem Verkauf nicht mehr ständig bewohnt, mit Ausnahme der Zeit von Anfang 2015 bis Ende 2017, in der die zweite von drei Generationen dort ihren Lebensabend verbrachte.

So bleibt das Haus in Erinnerung als Rahmen für viele Familiengeschichten und Schicksale, aber immer auch eine Ermahnung, auf welch perfide Weise sich die Geringschätzung von Funktion und alltäglichen Prozessen während der Planungsphase auf unerquickliche Weise in das Leben mehrerer Generationen einschleichen und so das Wohlbefinden der Menschen regelrecht stören kann.

Ein Haus darf gerne schön sein, es gilt aber zwingend, dass es immer wirklich bewohnbar sein muss. Was bedeutet, dass Form, Funktion und Anordnung der Räume die Menschen im Haus bestmöglich unterstützen müssen, auch auf Kosten der Präsentierbarkeit. Design hat hinter der Funktion zurückzustehen.

Dieses Haus war immer ein Zuhause, aber es waren bereits durch die nicht sehr praxisorientierte Planung immer große Zugeständnisse nötig. Leider.